

wir es zu hoffen gewagt hatten. Kaum eine Viertelstunde nach unserer Ankunft sitze ich bereits unter den Frauen und habe einen wohlgenährten kleinen Jungen auf meinem Schoß. Das Kind macht keinen Unterschied zwischen weißer und brauner Haut. Es kommt zu der fremden Tante ebensogern wie zu seiner großen Schwester. Fachmännisch untersucht es meine Kleidung. Mit den Zähnen prüft es die Qualität des Stoffes, es zieht an den Knöpfen, bohrt die winzigen schmutzigen Finger durch die Knopflöcher, wühlt in den Taschen und betastet vorsichtig meinen Reißverschluss. Diese Arbeit ist für den Bub so anstrengend, daß die Entdeckerfreuden ganz allmählich der Müdigkeit weichen. Selbst die vielbewährte Armbanduhr kann ihn nicht länger fesseln. Er gähnt. Die kleinen Augen werden immer kleiner. Das Mäulchen hascht nach einem Knopf. Doch bevor das Kind daran saugend sanft entschlummert, gebe ich es seiner Mutter zurück. Sie küßt den Knaben auf den Mund und bindet ihn mit einem Tuch an ihren Körper. Sie gibt ihm die Brust und wiegt ihn auf ihren Knien. Bald ist das Kindchen eingeschlafen.

Zwei der Frauen haben einen stark ausgebildeten „Kropf“, eine Schilddrüsenkrankung, die bei vielen Bergvölkern vorkommt, aber unter den Mikirs besonders häufig aufzutreten scheint. Wieder sitzt ein Kind auf meinem Schoß. Diesmal ist es ein kleines Mädchen, das mit Zurückhaltung die neue Umwelt erforscht. Es ist rührend, wie vertrauensvoll die braunen Mütter mir ihre Kinder überlassen. Wolfgang gegenüber sind sie scheu und verlegen. Er hat sich den Männern zugewendet, die wieder ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen. Der Alte stampft Reis. Eine sehr anstrengende Arbeit, die dem Mann schon bald den Schweiß aus den Poren treibt. In einem Mörser, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht, stößt er mit Wucht den Holzklöppel. Sein sehniger Körper dehnt und krümmt sich im Rhythmus der Arbeit. Bald platzen die harten Schalen, die das Reiskorn umschließen. Der Alte entleert den Kübel in einen flachen Korb. Eine junge Frau nimmt die Schale auf und schüttelt sie, damit der Wind die Spreu vom Reis blasen kann. Dann werden die Körner auf Bastmatten ausgebreitet und der Sonne zum Trocknen überlassen. Kaum hat die Frau den Rücken gewendet, kommen von allen Seiten Hühner herbeigeläufen, um sich auf die willkommene Beute zu stürzen. Unter Lachen und Schelten werden die ungebetenen Gäste verjagt. Schließlich muß ein Knabe beim Reis Wache halten. Fünf winzig kleine schwarze Schweine trippeln über den Hof. Schnüffelnd folgt ihnen die Sau, deren pralles Gesäuge so weit herabhängt, daß es fast den Boden berührt. Zielstrebig laufen sie zum Reis. Aber der Junge braucht nur drohend den Knüppel zu schwenken, um die schwarzfelligen Diebe in die Flucht zu jagen. Quiekend und grunzend suchen sie das Weite.

Aus einer Hütte tritt ein Greis, klein, gebeugt, das Gesicht mit unzähligen Fältchen bedeckt. Seine Haut ist fest wie Leder. Das linke Augenlid hängt herab und entstellt die sympathischen Züge des alten Mannes. Aber das gesunde rechte Auge lacht uns freundlich an. Der Urgroßvater setzt sich zu uns. Wir bieten ihm eine Zigarette an. Er nimmt sie schweigend, führt sie zur Stirn und verneigt sich dankend. Bevor wir ein Streichholz entzündet haben, hat der Mann hinter sich gelangt, einen glimmenden Bambusstab ergriffen und die Zigaretten in Brand gesteckt. Das ewige Feuer im Gesellschaftshaus der Mikir ersetzt Feuerzeug und Streichhölzer. Es wird Tag und Nacht unterhalten und dient als Licht-, Wärmequelle und Kochherd.

Immer mehr Mikir wagen sich aus den Hütten heraus. Ihr Mißtrauen ist geschwunden. Selbst die scheuen schönen Wasserträgerinnen huschen über den Hof und setzen

sich zu den Müttern. Sie senken den Blick zu Boden und betrachten ihre zierlichen Füße. Nur wenn sie sich unbeobachtet fühlen, haben sie den Mut, uns anzusehen. Einer der Mikir-Jungen führt uns stolz sein Spielzeug vor: einen selbstgebaute Wagen aus Bambusstangen. Die Räder bestehen aus dicken Scheiben eines Baumstammes, die mit Holzkeilen an den Achsen des Wagens befestigt sind. Das vierte Rad fehlt. Wir machen den Jungen lachend auf den Schaden aufmerksam und bedeuten ihm, daß er sich von seinem Vater ein neues Rad basteln lassen soll. Da öffnet sich die Tür einen Spalt breit, ein Frauenarm zwingt sich heraus und wirft dem Kind das fehlende Rad zu. Vielleicht hat die Mutter den Sohn bestraft und ihm auf diese Weise das Spielzeug für einige Zeit unbrauchbar gemacht. Sachkundig befestigt der Junge das Rad. Dann setzt er seinen kleinen Bruder auf den Wagen, packt das Seil, das aus Kokosfasern geflochten ist, und fährt davon. Ein anderes Kind spielt mit einem Stockrädchen: einem langen Bambusstab, zwischen dessen gespaltenem Ende ein Rädchen klemmt. Dieses Spielzeug erinnert mich an meine eigene Kindheit. Auch wir haben „gerädelt“. Wir besorgten uns alte Kinderwagenräder, stießen einen Holzpflock in das Achsloch hinein, hielten ein Stöckchen an den Holzstab und jagten das Rad durch die Straßen. Das bereitete uns ebensoviel Vergnügen wie den Mikirkindern ihr Rädchenpiel.

Bei den Müttern herrscht große Aufregung. Eine Frau springt quiekend auf und hält ihr kleines strampelndes Kindchen weit von sich ab. Ihr Rock ist durchnäßt. Sie wartet, bis der natürliche Vorgang beendet ist, und bettet dann lachend den Säugling wieder in ihren Schoß.

Wir bereiten unsere Kameras vor, denn wir möchten gern das fröhliche Völkchen fotografieren. Um die Menschen nicht zu erschrecken oder zu verärgern, erstreben wir wieder auf Umwegen unser Ziel. Wolfgang fotografiert mich vor der Hütte. Dann winken wir die Mikir heran und lassen sie durch den Sucher schauen. Am mutigsten sind die Männer. Sie fassen behutsam die Kamera, nehmen sie an das Auge und betrachten interessiert ihre Umwelt durch das kleine Fenster. Ein Blick durch das 180-mm-Objektiv entlockt ihnen ein erstauntes Pfeifen. Sie können es nicht fassen, daß entfernte Berge plötzlich ganz nah und groß sind. Es fällt ihnen schwer, sich von dem Guckkasten zu trennen. An jedem Objekt wollen sie den Zauber der Vergrößerung erproben. Eine junge Frau hat sich erhoben und ist zu uns getreten. Als wir ihr die Kamera vor das Auge halten wollen, weicht sie scheu zurück. Erst ein ermunternder Zuruf des Alten läßt sie einen Blick riskieren. Sie schaut und läuft dann schnell zu ihren Gefährtinnen zurück, die im Halbdämmer des Gesellschaftshauses sitzen, wo sie mit Fragen bestürmt wird. Erst als die Mikir die Furcht vor der Kamera verloren haben, beginnen wir, sie zu fotografieren. Die Männer sind willige Fotomodelle. Sie bauen sich steif vor uns auf und wagen kaum zu atmen. Lieber wäre es uns, sie bewegten sich ungezwungen. Nur den Frauen ist es unangenehm, fotografiert zu werden. Sie sind sehr befangen und wissen offensichtlich nicht, wie sie sich verhalten sollen. Erst nachdem sich das „gläserne Auge“ von ihnen abgewandt hat, nehmen sie ihr Schwätzchen wieder auf, kauen weiter Betel und spucken den roten Saft in hohem Bogen vor die Hütte. Ein Blick auf die Uhr treibt uns zur Eile. Fast hätten wir unseren geplanten Familienausflug vergessen. Wir verlassen die liebenswerten Mikir und kehren ins Tal zurück. Sie geben uns bis zur Treppe das Geleit und schauen uns nach. Unser Winken löst bei ihnen nur ein verschämtes Lachen aus. Am gegenüberliegenden Berghang haben Mikir eine Rodung

angelegt. Ein großer Teil des Bambusdschungels ist niedergebrannt. Auf der schwarzen Asche bewegen sich winzige Gestalten. Im Teleobjektiv erkennen wir Frauen, die im Feuer gedörrte gelbe Bambusstangen zusammentragen, mit dem Buschmesser in gleichmäßig lange Stücke schlagen und in geflochtenen Körben abtransportieren. Die Bergreisbauern, zu denen die Mikir zählen, bebauen ihre Pflanzungen nur so lange, wie sie ihnen ohne besondere Bodenpflege reiche Ernteerträge liefern. Verliert das Land seine Fruchtbarkeit, machen sie ein Stück Dschungel urbar, legen eine neue Pflanzung an und geben die alte dem Dschungel zurück.

Ich suche mit dem Fernglas den Hang nach Gibbons ab. Statt der Affen entdecke ich einen jungen Burschen, der pfeifend durch den Dschungel spaziert. Er trägt einen kleinen Sack über der Schulter, und in der Hand hält er ein großes Messer, das an einem Bambusstab befestigt ist. Suchend steigt er durch das Gewirr niedergestürzter Bäume und Sträucher. Plötzlich bleibt er stehen. Er wirft den Sack vom Rücken und beginnt mit dem Messer im Erdreich herumzustochern. Er gräbt ein tiefes Loch und holt große gelbe Dinge hervor. Ich kann nicht erkennen, ob es Tiere oder Wurzeln sind, die er zutage fördert. Der Junge bindet seinen Fund in ein Tüchlein und wandert laut singend zu seiner Holzschlagenden Mutter zurück.

Wir müssen eilen und wählen deshalb den kürzesten Weg, der uns aus den Mikirbergen in unser Dorf führt. Ohne weiteren Aufenthalt gelangen wir zum Ausgang des Tales. Eine Schar Mikirkinder planscht fröhlich im Bach. Unvermittelt verwandeln sich die übermütigen Wasserratten in brave kleine Jungen und Mädchen. Im Schatten eines Waldweges am gegenüberliegenden Ufer tauchen junge Frauen auf, die schwere Bündel Brennholz auf ihren Köpfen balancieren. Sie wollen nach Kohora. Der Weg führt sie durch den Bach hindurch. Kaum hat die erste Frau den Fuß ins Wasser gesetzt, ergießt sich ein Tropfenregen über sie. Eine regelrechte Wasser-schlacht entbrennt unter dem Gejauchze der übermütigen Kinder. Die Frauen können sich nicht wehren. Die Last auf ihren Köpfen macht sie hilflos. Sie kreischen, schreien, schimpfen, aber das rührt die kleinen Plagegeister nicht. Es steigert eher noch den Spaß an ihrer Lausüberei. Ungewollt werden wir den Frauen zum rettenden Engel. Als sie uns am Ufer bemerken, rufen sie den Kindern ein paar Worte zu, worauf diese augenblicklich ihr Wasserbombardement unterbrechen, uns furchtsam anstarren, kehrt machen und in großen Sätzen in den Wald entfliehen. Offensichtlich haben uns die Frauen als „Kinderschreck“ benutzt. Sie lachen über die gute Wirkung ihres Tricks, steigen vorsichtig über die großen, vom Wasser glattgeschliffenen Steine, die sich aus dem seichten Bach hervorwölben, schreiten über den von blühenden Mimosen bedeckten Uferstreifen und huschen kichernd an uns vorüber, leichtfüßig, als spürten sie ihre schwere Last nicht. Wir folgen ihnen und erreichen kurze Zeit später die Forststation Kohora.

Die Mikir gehören zu den Völkern des indochinesischen Sprachstammes. Von den Ethnologen werden sie in die große Gruppe der Tibetobirmanen eingeordnet. Tibetobirmanen leben nicht nur in Assam, im südöstlichen Bengalen und im westlichen Birma, sie sind auch über Hinterindien verstreut, wo sie jedoch erst in den letzten Jahrhunderten eingewandert sind. Über ihre Herkunft können keine sicheren Angaben gemacht werden. Wir wissen nur, daß sie von Norden in ihre neue Heimat einwanderten. Es wird vermutet, daß die Gebiete zwischen den Oberläufen des Jangtse und Hwangho im Nordwesten Chinas ehemals von ihnen bewohnt wurden. Es hat wahrscheinlich Jahrtausende gedauert, bis aus den Wildgräsern die heutigen

Getreide gezüchtet wurden. Dabei waren die ersten Pflanzler bestrebt, Pflanzen auszulesen, die besonders große Körner hervorbrachten und gleichzeitig Ährenspindeln besaßen, die nicht so brüchig waren wie die Ährenspindeln der Wildgräser. Denn es ist viel angenehmer, die reifen Ähren zu ernten, als mühselig die einzelnen Körner aufzulesen. Das Ursprungsgebiet der Getreidepflanzen kann nur West- und Süd-asien sein, wahrscheinlich sogar Indien, wo sich die Anbaugebiete für Knollenpflanzen, die noch vor den Wildgräsern kultiviert wurden, mit denen der Getreidepflanzen überschneiden. In diesem Überschneidungsgebiet sind sicherlich die ersten Getreide entstanden. Indien bringt auch die meisten Getreidearten hervor. Von Indien ist die Hirse über Südarabien nach Afrika und Europa gelangt. Der Reis, der ursprünglich als Bergreis trocken angebaut, später aber auch in Sumpfgeländen gepflanzt wurde, stammt aus Indien, und die Gerste hat den Tibetanern in den kalten Regionen des Himalajas Nahrung gegeben, denn sie gedeiht noch in einer Höhe von 4700 Metern. Auch der Weizen hat seine Urheimat in Indien.

Die Getreidepflanzen werden in zwei Kulturkreise geschieden. Ein Kulturkreis ist durch den Regenzeitfeldbau, der andere durch den Terrassenfeldbau gekennzeichnet. Anfangs haben die Pflanzler in den Urwäldern wohl Brandrodungsfeldbau getrieben. Sie legten Feuer und brannten die Flächen, die sie für ihre Pflanzungen benötigten, kahl. Weil sich aber der Boden bald erschöpfte, waren sie gezwungen, schon nach wenigen Jahren ein neues Gebiet abzubrennen und ihre Pflanzung zu verlegen. Diese Art des Feldbaues führt zur Vernichtung des Waldes und zwingt die Pflanzler, auch hin und wieder nach neuen Böden zu suchen und ihre Siedlungen zu verlegen. Es war also ein wesentlicher Fortschritt, als die Pflanzler anstrebten, auf kleinen Feldern hohe Erträge zu erzielen, indem sie Beete anlegten, ihren Abfall und den Mist der Haustiere zur Düngung verwendeten und für künstliche Bewässerung sorgten.

Die überaus fruchtbaren Stromtäler waren als Siedlungsgebiete selten geeignet, weil die Flüsse in der Regenzeit das Land überschwemmten, nicht nur die Felder, sondern auch die Dörfer zerstörten und eine ständige Gefahr für die Menschen bildeten. An den Berghängen boten sich günstigere Bedingungen. Viele Berge waren vulkanischen Ursprungs, und Lavaböden sind äußerst fruchtbar. Wenn sie aber durch Brandrodung ihres Waldes beraubt worden waren, spülten die tropischen Regengüsse den Boden hinweg. Die Getreidepflanzler wurden gezwungen, Schutzmaßnahmen gegen die Bodenabschwemmungen zu treffen. Sie legten Terrassen an, die sich auch verhältnismäßig leicht durch Regulierung von Bergbächen bewässern ließen. So entstand der Bergreis vor dem in den Niederungen angebauten Sumpfreis. Diese Berggärten, in Assam Dschum genannt, sind typisch für das Gebiet der Nagas, die sprachlich mit den Mikirs verwandt und ihnen im Nordosten benachbart sind. Die Mikir jedoch befinden sich noch heute teilweise auf einer Übergangsstufe von der Pflugwirtschaft zum Brandrodungsfeldbau. Ihre heimatlichen Berge zeigen die schwarzen Wunden der Brandrodung, und in der trockenen Zeit des Jahres verlöschen die verheerenden Feuer in den Bergen nie. Zum Fällen der Bäume und des Bambus, der mitunter dem vom Wind rasch vorangetriebenen Feuer entgeht, benutzen die Mikir das Buschmesser. Die Klinge dieses schwertähnlichen Haumessers ist breit, einschneidig und vorn gekrümmt. Die Mikir erwerben die Messer auf den Märkten, wo sie sich durch den Verkauf von geflochtenen Schalen und Rutenbesen etwas Geld verdienen. Das Buschmesser ist nicht nur Werkzeug, sondern auch Waffe. Deshalb ist es der treue Begleiter des Mikirmannes auf allen Wegen. Im Dschungel schlägt er sich mit dem

Messer einen Pfad durch das Unterholz, und sollte er von einem Lippenbären oder einem anderen Raubtier angegriffen werden, so verteidigt er sich mit diesem Hauthammer. Andere Waffen, außer kleinen Bögen und Pfeilen zum Erlegen von Vögeln und Kleinsäugetieren, fanden wir bei den Mikirs nicht. Sie benötigen auch keine Waffen mehr, denn sie leben friedlich unter den ebenfalls Ackerbau treibenden Assamesen. Allerdings sind in letzter Zeit die kriegerischen Kopfjäger, die Nagas, in kleineren Trupps bis an die Grenzen des Mikirgebietes vorgedrungen und haben auch Menschen getötet.

Die gefälltten Bäume werden verbrannt, und ihre Asche dient als Dünger, während der Bambus den Hauptrohstoff für den Bau von Hütten, die Herstellung von Gefäßen, Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen und sogar Spielzeug darstellt.

Auch auf den Feldern, die oft weit von den Dörfern entfernt sind, werden kleine Hütten oder auf Pfählen stehende Dächer errichtet, die Schutz gegenüber den in Assam häufigen Regengüssen bietet.

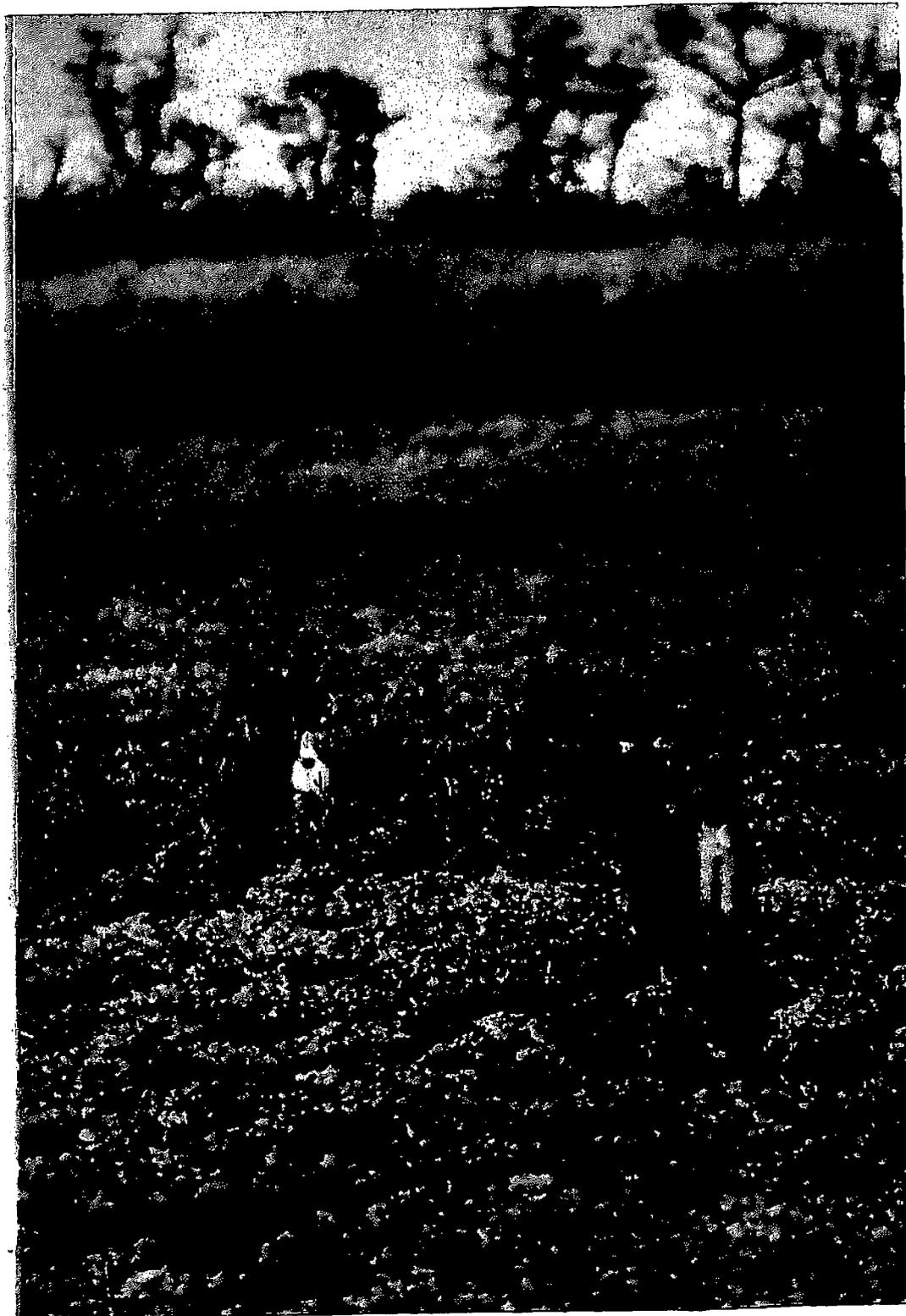
Wenn der Reis geerntet worden ist, wird er in großen becherförmigen Mörsern enthüllt. Dieses Reisstampfen wird bei den Mikirs von den Männern und von den Frauen vorgenommen. Wahrscheinlich war es aber früher nur eine Arbeit der Frauen und der Mädchen.

Der Rodungsfeldbau bringt reiche Ernten. Es muß aber genügend Land vorhanden sein, damit die Felder häufig gewechselt werden können; denn sie tragen höchstens zwei bis drei Jahre Früchte. Dann ist der Boden erschöpft und mit Unkraut überwuchert. Frühestens nach vier Jahren, oft aber auch nach mehr als zehn Jahren, kehren die Pflanzler zu dem verlassenen Feld zurück, das inzwischen vom schnell herangewachsenen Sekundärwald bedeckt ist.

Das Abbrennen der aufgeschossenen Bäume und Sträucher gibt reichlich Asche, die dem Boden wieder als Dünger dient. Die Erträge, die beim Rodungsfeldbau erzielt werden, sind oft bedeutend besser als die Ernten auf bewässerten Dauerfeldern. Deshalb sind wohl auch viele Dorfgemeinschaften der Mikir, die früher Pflugwirtschaft betrieben und in den Tälern ihrer Berge bewässerte Dauerfelder bestellten, zum Rodungsfeldbau zurückgekehrt.

Ähnlich ist die Situation auch bei den Nagas. Während die Agami-Nagas Terrassen und Bewässerungssysteme anlegen, betreiben die Konyak-Nagas Brandrodungsfeldbau. Nur alle vierzehn Jahre kommt jedes einzelne Feld unter die Hacke. Während die älteren Männer und Frauen das Unterholz mit Buschmessern abhauen, werden die Bäume von den jungen Burschen gefällt. Einige große Urwaldriesen lassen die Konyak-Nagas in den Feldern stehen. Diese Bäume sollen das Wegspülen des Humus verhindern und für Samen sorgen, aus dem wieder ein neuer Dschungel herangewächst, wenn das Feld nicht mehr bestellt wird. Die Aussaat und die Ernte ist meist mit religiösen Kulthandlungen verbunden. Leider konnten uns weder Forstbeamte noch Ärzte und Teepflanzer, die wir in Assam trafen, Auskunft über die Religion, die Sitten und Gebräuche der Mikir geben. Wahrscheinlich haben die Mikir durch den Kontakt mit den Assamesen viele Mythen und Kulthandlungen aus dem Hinduismus übernommen. Ich bin jedoch überzeugt, daß noch erhebliche Reste ihrer ur-

Mit wippenden schwarzen Schwänzen ergreifen die Sambarhirsche die Flucht. Der auffallend gefärbte Schwanz hat die Bedeutung eines Rücklichtes. Der nachfolgende Herdengenosse soll ihn sehen, damit er den Anschluß an das Rudel nicht verliert.





sprünglichen Stammesreligion vorhanden sind. Wenn die gründliche völkerkundliche Erforschung der Mikir nicht schon bald erfolgt, ist es zu spät, denn die fortschreitende Erschließung des Landes wird den scheuen Bergreisbauern einen höheren Lebensstandard bringen, aber auch immer mehr die für diese Menschen typischen Lebensformen verwischen.

Auf allen unseren Reisen stehen wir immer wieder vor denselben Problemen: wir wissen kaum, wo wir anfangen, und nie, wo wir enden sollen. Es gibt auf zoologischem, aber auch völkerkundlichem Gebiet noch so unendlich weites Neuland. Aber es bleibt keine Zeit, es zu erforschen. Die Tiere gehen in ihren Beständen rasch zurück, und die Menschen verändern sich von heute auf morgen. Wir kommen uns vor wie Aladin in der Schatzhöhle. Aus allen Ecken schimmern, blitzen und locken ungelöste Probleme, und wir wissen, daß viele von ihnen ungelöst bleiben müssen.

Wäre es nicht interessant und wertvoll, sich auch mit der Biologie der Wasserbüffel von Kaziranga zu befassen, ihre Verhaltensweisen mit denen der halbwildern Wasserbüffel der Nepalesen zu vergleichen, die am Ufer des Brahmaputra leben? Hätten wir damit nicht die außergewöhnliche Möglichkeit, Stammvater, Übergangsform und Haustier dicht nebeneinander zu sehen und die Domestikation der Instinkte zu verfolgen? Sollten wir uns nicht um die weitestgehend unbekanntesten Barasinga-Hirsche kümmern, deren Standort wir genau kennen? Könnten wir nicht den Lippenbären belauschen, um den Tagesablauf dieses Einzelgängers zu erkunden? Auch die wilden Elefantenherden, die aufzuspüren und unbemerkt zu beobachten keine Schwierigkeiten bereiten würde, könnten uns interessante Aufschlüsse über Herdenordnung und Gemeinschaftsleben dieser Dickhäuter vermitteln. Und nun noch gar die Menschen, die Mikir, die uns erst scheu, bald aber freundlich empfangen. Wo sollen wir beginnen?

Wir können ohne Eile die Blusen wechseln, uns erfrischen und Mittagbrot essen, denn die Elefanten, die wir für 14.30 Uhr bestellten, sind eine Stunde später immer noch nicht zu sehen. Der Mahaut ist an keinen Fahrplan gebunden, und selbst Fahrpläne nimmt man in Indien nicht allzu genau. Der Zeitbegriff des Inders gleicht dem unseren nicht. Er mißt der Uhr nur eine geringe Bedeutung bei. Es wird sehr lange dauern, bis wir uns an diese Art von Großzügigkeit gewöhnt haben.

Vor dem Forsthaus warten wir auf die Ankunft der Reittiere. Mr. Kalitta steht neben uns. Er hat seine drei Kinder mitgebracht und stellt sie uns vor. Sie sind gut erzogen und sauber und ordentlich gekleidet. Sie verbeugen sich vor uns und ziehen sich nach der Begrüßung schnell wieder hinter den breiten Rücken des Vaters zurück. Abseits am Zaun steht eine junge Frau. Sie blickt scheu zu uns herüber.

„Ist das ihre Frau, Mr. Kalitta?“ frage ich den Förster. „Yes“, antwortet er. Seine Schultern zucken. Er klopf nervös mit der Schuhspitze auf den Boden, und ich merke ihm an, daß er sehr verlegen ist. Weil unser junger Freund keine Anstalten macht, uns seine Frau vorzustellen, gehe ich auf sie zu und begrüße sie freundlich auf indische Art. Sie hebt die aneinandergelegten Hände vor das Gesicht und verneigt sich vor mir. Vom ersten Augenblick unserer Begegnung ist mir die Frau sympathisch. Sie ist so klein, daß sie mir nur bis zu den Schultern reicht. Ihre Gestalt ist kindhaft zart. Sanfte schwarze Augen blicken aus ihrem schmalen Gesicht. Über der Nasen-

Wie ein mit Nieten angehefteter Panzer sieht die durch Falten in Platten aufgeteilte Haut der gehörnten Riesen aus, die wir einen Monat lang beobachteten.

wurzel trägt sie einen sorgfältig gemalten roten Punkt. Auch den Scheitel des straff nach hinten gekämmten schwarzen Haares hat sie mit rotem Puder gefärbt. Blendend weiß leuchtet ihr Sari, der an den Rändern mit blauen Stickereien verziert ist. Die zierlichen Füße stecken in leichten Sandalen. Es erscheint unglaublich, daß diese mädchenhafte Frau schon drei Kinder geboren hat, von denen das älteste zehn Jahre alt ist. Leider kann ich mich mit Mrs. Kalitta nicht unterhalten. Sie versteht kein Wort Englisch und spricht nur die Landessprache. Ich würde ihr so gern etwas Nettes sagen, was ihr Freude macht und die großen Hemmungen verscheucht, die sie uns gegenüber besitzt. Sie ist so rührend bescheiden. Erst viel später sollen wir erfahren, daß unsere Einladung eine Erschütterung des traditionsgebundenen, streng konservativen Familienlebens unseres Försters bedeutete. Es ist das erstmal, daß seine Frau „unter Menschen“ kommt. Es ist auch das erstmal, daß sie etwas Vergnüglichen unternimmt. Deshalb die Verlegenheit des Mannes, deshalb die Scheu der Frau!

Die Elefanten kommen! Mit stoischer Ruhe lassen die Mahauts die Strafpredigt des Försters über sich ergehen. Familie Kalitta nimmt auf Mohan Platz, während wir mit einem kleineren Elefanten vorausreiten. 15.45 Uhr setzt sich unser Zug in Bewegung. Zehn Minuten später ist die Sonne, die den ganzen Tag über freigebig Wärme und Licht spendete, hinter dunklen Wolken verschwunden. Von allen Seiten ziehen Gewitter auf. Sie kriechen über die Berge, erheben sich aus den Dschungeln am Horizont, wälzen sich über den Himmel und schieben sich zu einer bedrohlichen Masse zusammen. Dunkelheit breitet sich über das Land. Sturm kommt auf, faucht durch die Zweige der Bäume und beugt die schlanken Palmen. Er reißt Staubwolken hoch und jagt sie über die Felder. Über dem Brahmaputra flammen fahlgelbe Blitze auf. Mrs. Kalitta ist auf dem Elefanten noch kleiner geworden. Zusammengesunken sitzt sie im Sattel und hat die Arme schützend um ihre Kinder gelegt. Die ersten Tropfen fallen. Sie treffen kalt auf unsere nackten Arme. Die Mahauts treiben die Elefanten zu schnellerer Gangart an, und so erreichen wir mit knapper Not das Tower-House, den Wachturm von Kaziranga, wo wir Schutz vor den heftigen Regengüssen finden. Es ist, als wölbe sich um uns der Himmel, denn die Farbe der Wolkendecke und die der Regenmauer, die fünfhundert Meter von uns entfernt als undurchdringliche Wand erscheint, ist die gleiche. Es sind mehrere Gewitter, die sich zur gleichen Zeit entladen. Horizontale Blitze jagen über den Himmel, grellweiße, oft vielfach verzweigte, schlagen nicht weit von uns entfernt in die Erde. Knatternd und krachend folgen Donnerschläge. Das leichtgebaute Häuschen erbebt. Das Toben des Wetters ist so stark, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Das Wellblechdach über unseren Köpfen knallt und rattert unter der Wucht des Regens wie ein Maschinengewehr. Mrs. Kalitta hat ihren jüngsten Sohn auf den Schoß genommen und streicht ihm beruhigend über das Haar.

Der Donner entfernt sich. Die Blitze werden seltener, und der Regen läßt nach. Der Himmel hellt sich auf. Die Sonne bohrt ein Loch in die graue Wolkendecke, durch das ein greller Lichtstrahl auf das verregnete Land fällt. Nur einen kleinen Teil der weiten Grasebene beleuchtet die Sonne. Ringsum steigen Nebel auf. Die Erde dampft und verbreitet einen würzigen Duft.

Wir verlassen unseren Unterschlupf und besteigen die nassen schwarzen Elefanten. Das Land ist überschwemmt. Bei jedem Schritt der schweren Tiere gibt der Boden schmatzende Geräusche von sich.

Unweit des Wachturmes treffen wir auf das erste Nashorn. Es tritt aus dem hohen

Gras und nähert sich gemächlich äsend einer Salzlecke. Plötzlich stutzt es. Der schwere Kopf fährt hoch. Es muß uns wittern. Bewegungslos verhofft das Panzertier einige Minuten lang. Wir stehen still und wagen nicht, uns zu rühren. Aber der Wind dreht sich, das Nashorn beruhigt sich wieder und äst weiter. Lange schauen wir ihm zu. Mrs. Kalitta sieht ihr erstes Panzernashorn in freier Wildbahn. Als sich unsere Blicke treffen, lächelt sie. Das macht mich froh. Ich habe das Gefühl, daß wir ihr *unsere* Nashörner zeigen, obgleich es doch eigentlich *ihre* Nashörner sind. Wir reiten dicht an dem Tier vorüber, das bei einer Annäherung auf zehn Meter ohne besondere Eile die Flucht ergreift. Es sinkt fast bis zum Bauch in den Schlamm ein. Erst als es den Schilfgrasgürtel erreicht hat, schnaubt es laut und verschwindet in einem Wechsel-tunnel.

Das Wolkenloch hat sich wieder geschlossen. Das Land ist wieder grau und düster wie zuvor. Als es zu regnen anfängt, reiten wir heimwärts. Kalittas bleiben zurück. Sie suchen in einer Bauernhütte Schutz vor dem Unwetter. Bald gießt es wieder in Strömen, und der Sturm erhebt sich erneut. Trotzdem wir Regenmäntel haben, wird unser Ritt von Minute zu Minute ungemütlicher. Die Nässe dringt durch die Nähte und rinnt an den Beinen hinab in die Schuhe. Ich ziehe sie aus, denn ich besitze nur ein Paar, das ich morgen wieder tragen muß. Der Sturm zerrt an der Regenhaube; ich halte sie mit den Zähnen fest, damit sie mir nicht vom Kopf gerissen wird. Wie ein Segel bläht er den Mantel, den ich über die Tasche mit den Fotoapparaten geschlagen haben. Vier Hände sind nicht genug, uns und unsere empfindliche Ausrüstung vor dem Unwetter zu schützen. Bald ist der Sattel mit Nässe getränkt. Wir sitzen wie auf einem vollgesogenen Schwamm. Dreiviertel Stunden sind wir dem Regen und dem Sturm ausgesetzt, dann erreichen wir endlich völlig durchnäßt und erschöpft den Bungalow. Es ist kalt. Das Thermometer ist in wenigen Stunden erheblich gefallen. Wir entledigen uns der nassen Kleider, schlüpfen in die Schlafanzüge und ziehen alles, was sich noch an trockenen Sachen in unserem Koffer befindet, an. Nach einer Tasse heißen Assam-Tees fühlen wir uns wieder wohl. Wir sitzen an unserem kleinen Tisch und vervollständigen die Tagebucheintragungen. Ein Klirren läßt uns zusammenfahren. In Wolfgangs Teetasse liegt ein Gecko, der mit seinen schwarzen Äuglein verdutzt dreinschaut. Er ist von der Decke herabgefallen und rührt sich nicht. Seine Hinterbeine stehen im Tee. Die kleine Echse hat Glück im Unglück. Wäre sie fünf Minuten früher gesprungen, wäre sie in die gefüllte Tasse gefallen und hätte statt des lauen Fußbades ein heißes Vollbad nehmen müssen. Weil der Gecko sich nicht bewegt, glaube ich, er sei verletzt und greife nach ihm. Flink wie eine Maus entwischt er meinen Händen, huscht über den Tisch, erreicht die Gardine und klettert schnell daran empor.

„Wenn ein Gecko auf die Schulter eines Menschen fällt, bringt er den Tod. Fällt er auf den Kopf, kündigt er großes Glück an. Was haben wir zu erhoffen, wenn er in die Tasse fällt?“ frage ich scherzend. „Daß wir in dieser Nacht wunderbar schlafen“, orakelt Wolfgang, und ich glaube sogar ganz fest daran, denn ich bin so müde, daß ich auf das Abendbrot verzichten möchte.

Es hat während der ganzen Nacht geregnet. Erst in den frühen Morgenstunden verstummt das monotone Trommeln auf den Fensterscheiben. Die Luft ist mit Feuchtigkeit gesättigt. Unsere Woldecken sind klamm und schwer, und in den Tropenanzügen haftet noch die Nässe vom gestrigen Gewitterguß. Es kostet uns Überwindung, sie dennoch anzuziehen. Vor dem Bungalow wartet Mohan, der schönste

und mutigste Elefant von Kohora. Das hebt unsere gedrückte Stimmung sofort, denn es ist ein Vergnügen, mit diesem ruhigen und verlässlichen Tier in den Sumpf zu reiten. Wir klopfen ihm zur Begrüßung auf den Rüssel, legen ihm ein Stück Würfelzucker auf die vorgewölbte Zunge und schwingen uns in den hohen Sattel. Der Elefant setzt sich in Bewegung und trägt uns mit großen sicheren Schritten über die Felder zum Nashornreservat. Der Mahaut macht einen guten Eindruck. Er kennt sein Tier genau und beherrscht es auch ohne Eisenhaken. Und Mohan kennt seinen Lehrer. Ein kleiner Wink, und schon befolgt er den Befehl seines Herrn. Ich habe sogar das Gefühl, daß der Elefant im voraus weiß, was der Mahaut von ihm verlangt. Er tut von selbst das Richtige.

Auf der Äsungswiese, der größten Lichtung im Dschungel der Panzernashörner, stehen neun Rhinos. Sie sind beim Frühstück und lassen sich durch unsere Anwesenheit dabei nicht stören. Es ist ein Anblick, der einen Tierfreund Kälte und nasse Tropenanzüge vergessen läßt! Neun prachtvolle Panzernashörner, darunter zwei Kälber, stapfen friedlich äsend über die sumpfige Wiese, als seien sie Haustiere auf der Weide. Mit ihrer beweglichen, fingerartig verlängerten Oberlippe pflücken sie die zarten Kräuter ab, ziehen sie ins Maul, kauen bedächtig, schlucken den Pflanzenbrei hinunter und greifen zum nächsten Leckerbissen. Sie sehen aus, als hätten sie über Nacht eine neue Haut bekommen. Der Regen hat ihre Schlammkruste abgewaschen. Solange sie noch naß sind, sehen sie schwarz aus. Wenn sie aber von der Sonne getrocknet sind, ist ihr ganzer Körper von einer blaßvioletten Pastellfarbe überzogen, die nur an den Weichteilen kräftig hervortritt. Wir kennen jedes einzelne Nashorn. Kein Nashorn gleicht völlig dem anderen. Jedes Tier besitzt ein mehr oder weniger auffallendes persönliches Merkmal, an dem wir es wiedererkennen.

Jeder Streifzug, den wir in das Reservat von Kaziranga machen, bestätigt unsere Vermutung, die wir schon nach den ersten Beobachtungen hegten, daß die Nashörner fest an Territorien gebunden sind. Wir treffen an bestimmten Orten zu bestimmten Tageszeiten immer wieder auf dieselben Tiere. Die Panzernashörner sind keineswegs über das ganze Schutzgebiet verteilt. Das zeigt auch die Karte, die im Bungalow von Kohora hängt. Auf dieser Karte ist das Reservat in Gebiete für Nashörner, Elefanten, Wasserbüffel und Hirsche eingeteilt. Oft reiten wir viele Stunden durch den Elefantengrassdschungel, ohne daß wir auch nur ein einziges Nashorn finden. Schweinshirsche, Muntjaks, Barasingas und Wildschweine sind in diesen Gegenden häufig zu sehen, aber Nashörner nicht. Dann treffen wir wieder auf Gebiete, die von Panzernashörnern dicht besiedelt sind, obwohl wir keine Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit oder im Pflanzenwuchs feststellen können. Bis auf die kleinen Waldstreifen, die da und dort das Gelände durchziehen, begegnet uns überall dieselbe Landschaft: weite Elefantengrassdschungel, mit Wasserhyazinthen bewachsene Seen und Sumpfwiesen. Der Grund, der die Nashörner veranlaßt, bestimmte Gebiete als ihre Wohnbereiche zu erwählen, kann nur in der Psyche der Tiere zu finden sein. Anscheinend fühlen sie sich nur wohl, wenn Artgenossen in der Nähe sind, auch wenn sie immer den Abstand wahren. Kontakttiere, die eine Berührung mit dem Artgenossen anstreben, sind die Nashörner nicht. Im Gegenteil, sie verteidigen ihre Territorien, ihre Wohnbezirke. Es war nicht einfach, die Struktur dieser Wohnbezirke herauszufinden. Langsam jedoch zeichnet sich auf unserer Skizze, in die wir täglich die Standorte der Panzernashörner eintragen, die Situation im großen Gemein-

schaftsterritorium der Panzernashörner ab. Jedes Nashorn beansprucht und verteidigt einen bestimmten Platz auf den Sumpfwiesen, den es während der Mahlzeiten aufsucht. Morgens zwischen 7.30 und 9.30 Uhr treffen wir bei sonnigem Wetter die Panzernashörner auf den Äsungswiesen an; jedes Nashorn immer wieder auf seinem Platz. Wenn es kalt und feucht ist, bleiben sie länger in den „Betten“ und verlassen ihre Ruheplätze erst gegen 10 Uhr. Brennt die Sonne heiß auf das Land hernieder, kürzen sie ihr Frühstück auf den Sumpfwiesen ab und suchen schon gegen 9 Uhr die Suhlen und Seen auf, um sich im kühlen Schlamm oder Wasser niederzulegen und bei dieser Gelegenheit auch die saftigen Wasserhyazinthen zu äsen. Wenn die Sonne in der Mittagszeit fast senkrecht am Himmel steht und die Hitze lähmend über dem Sumpfland brütet, legen sich die Nashörner auf ihre Ruheplätze im Schatten des hohen Elefantengrases nieder und halten bis gegen 15 Uhr Mittagsschlaf. Dann wandern sie wieder zu den Äsungswiesen, um ihren Hunger zu stillen. Erst nach Mitternacht suchen sie die Schlafplätze auf und ruhen bis zum Sonnenaufgang.

Schlafplatz, Suhle, Bad und Äsungsgebiet sind durch Wechsel miteinander verbunden. Verteidigt und als persönlicher Grundbesitz betrachtet werden aber anscheinend nur der Schlafplatz und der Äsungsplatz. Die Wechsel sind öffentliche Straßen, die allen Nashörnern gehören. Sie durchziehen das ganze Nashorngebiet und münden auf den Sumpfwiesen und am Rande der Suhlen und Seen. Nur die Abzweigungen, die zu den bestimmten Nashörnern gehörenden Äsungsgebieten und Schlafplätzen führen, sind Privatstraßen und werden von ihren Besitzern gegenüber Artgenossen verteidigt. Am Eingangstor zu den öffentlichen Tunnelstraßen, also am Rande der Lichtungen, Sumpfwiesen, Suhlen und Seen sind die Kotberge der Nashörner auffallend häufig, im Inneren des Grassdschungels dagegen sehr selten. Wir haben uns lange überlegt, warum die Panzernashörner solche Kotberge anlegen, warum sie nicht, wie es die meisten Tiere tun, ihre Exkremente wahllos irgendwo ablegen. Auf diese Frage fanden wir vorerst keine Antwort. Wie wichtig aber diese Kotberge sein müssen, bewies uns ein Nashornbulle, der auf der Flucht vor uns an einem solchen Kothügel vorüberkam, anhielt, schnell sein Äpfelchen abgab und dann weiterannte. Wenn ein Nashorn sogar die Flucht unterbricht, um den Kotberg aufzufrischen, dann müssen die Kothügel eine sehr bedeutsame Funktion haben. Wieder schauten wir uns die Skizze an, in der wir inzwischen auch die Kothügel eingetragen hatten, und plötzlich kam uns die Erleuchtung. Wie konnten wir nur so blind gewesen sein. Die Kotberge markierten doch ganz deutlich die Eingänge zu den Tunnelwechselln. Wohin fliehen denn Nashörner bei Gefahr? Natürlich in das hohe Elefantengras, das sie sofort vor dem Feind verbirgt. Wie aber sollten sie die Eingänge zu den Tunneln schnell finden, wenn ihre Augen so schlecht sind, daß sie selbst auf wenige Meter einen stillstehenden Reitelefanten nicht entdecken können. Sie müssen sich mittels ihrer Nase orientieren. Deshalb müssen die Eingänge duften, und sie duften nach Nashorn, wenn dort die Kothügel liegen. Deshalb ist auch jedes Nashorn, das an einem solchen Hügel vorbeigeht, bestrebt, seinen Anteil zu entrichten, denn nur frischer, von der Sonne nicht ausgetrockneter Mist, kann einen Geruch ausströmen. So sind die Kothügel nichts anderes als Duftschilder, die den Eingang zu einem öffentlichen Wechsel kenntlich machen.

Es ist auch vorstellbar, weshalb Kothügel gerade am Rande der Lichtungen entstanden sind. Jede offene Fläche ist ein Gebiet, das erhöhte Wachsamkeit fordert, denn auf diesen übersichtlichen Sumpfwiesen steht das Tier wie eine Zielscheibe, während

sich der Feind in guter Deckung unbemerkt nähern kann. Bevor ein Tier auf offene Flächen heraustritt, sichert es lange. Es befindet sich in größter Erregung, und dieses Aufgeregtsein, das eine Beanspruchung des Vagusnerves bedeutet, führt häufig zu einer erhöhten Darmtätigkeit. Das Nashorn löst sich. Während aber die meisten Tiere ihre Exkreme einfach dort fallen lassen, wo sie gerade stehen, sucht das Nashorn den Kothügel auf. Im Inneren des Dschungels fanden wir häufig auch Nashornlosung, aber nicht zu Hügeln aufgeschichtet, sondern auf den Wechsellern verstreut und zertreten.

Unsere Panzernashörner sind also keine echten Einzelgänger. Sie brauchen die Nähe des Artgenossen, den sie jedoch von ihren Äsungs- und Schlafplätzen vertreiben. Daß die Kämpfe um diese Territorien oft sehr hart und unerbittlich sein können, beweisen die zahlreichen frischen Wunden und alten Narben, die wir auf den Körpern aller Nashörner entdecken.

Nachdem wir über eine Stunde lang, von den Nashörnern unbemerkt, an der Lichtung gestanden haben, um unsere Beobachtungen über die Ausdehnung der Weidebezirke bestimmter Rhinos zu kontrollieren, reiten wir weiter. Unser Ziel ist eine Wiese mitten im Grasdchungel, wo wir einen alten Bekannten, den Nashornbullen mit den verkrüppelten Ohren, zu finden hoffen. Er hat sich anscheinend dieses sumpfige Fleckchen als Lieblingsaufenthaltsort auserkoren, denn wir sind ihm dort schon oft begegnet. Seine zahlreichen Schönheitsfehler geben ihm ein bemitleidenswertes Aussehen. Das ist wohl auch der Grund, weshalb wir ihn besonders gern haben. Auf schlammigen Wechsellern der Nashörner reiten wir durch den hohen Graswald. Die heftigen Regengüsse haben den Boden so sehr aufgeweicht, daß die schweren runden Füße unseres Elefanten tiefe Löcher im Sumpfboden hinterlassen, die sich mit tonigem Schlammwasser füllen. Heute können wir über das Gras hinwegsehen, denn Mohan ist mindestens einen halben Meter höher als seine anderen Artgenossen im Elefantenstall von Kohora. So wird der Sattel zum Aussichtsturm. Wir schauen weit über den Sumpf und sehen heute auch, wohin wir reiten.

Wir sind enttäuscht, als wir die Wiese schließlich erreichen. Unser liebenswerter dickhäutiger Freund ist nicht zu sehen. Statt dessen beherrscht ein anderer Bulle, den wir dort auch schon oft trafen, die Lichtung. Er bemerkt uns sofort, hebt Witterung suchend den Kopf und prustet wie ein unwilliges Pferd. Die Nüstern sind gebläht, die Ohren nach vorn gestellt. Plötzlich rennt er los, direkt auf uns zu. Deutlich können wir eine tiefe klaffende Wunde an seiner rechten Schulter erkennen. Als er nur noch zehn Meter von uns entfernt ist, gibt der Mahaut dem Elefanten ein Zeichen. Mohan senkt den schweren Schädel und weicht nicht von der Stelle. Der Inder hebt den Eisenhaken, bereit, ihn dem wütenden Nashorn auf den Kopf zu werfen, wenn es den Elefanten attackiert. Ein schmetternder Trompetenton zerreißt die angespannte Stille. Mohan geht auf das Nashorn zu. Wir klammern uns am Sattel fest, denn im nächsten Augenblick müssen die beiden Dickhäuter zusammenprallen. Doch einen Meter vor dem Elefanten stoppt das Nashorn seinen Angriff, wirft sich herum und verschwindet grunzend im hohen Schilfgras. Zur gleichen Zeit tritt am anderen Ende der Lichtung der Bulle mit den verkrüppelten Ohren aus dem Graswald. Er läuft einige Meter auf die Wiese hinaus und senkt den Kopf, um zu äsen. Kaum hat er das erste Pflanzenbüschel ins Maul gezogen, wird er auf sehr unfreundliche Art bei der Mahlzeit gestört. Es poltert im Schilf. Die Graswand teilt sich, das von Mohan vertriebene Nashorn bricht hervor und rennt mit nach vorn gestrecktem Kopf auf den friedlich

fressenden Artgenossen zu. Der hat keine Zeit mehr, den Bissen hinunterzuschlucken. Das Gras hängt ihm aus dem Maul, als er eilig die Flucht ergreift. Die Tiere preschen über die Lichtung. Immer geringer wird der Abstand zwischen den beiden Riesen. Das verfolgte Nashorn stößt langgezogene stiepende Schreie aus. Der Angreifer grunzt wie ein Gnu. Beide verschwinden im Grasdchungel. Lange noch hören wir das klägliche Schreien des alten Bullen und das wütende Grunzen des Nashorns mit der klaffenden Wunde, das vor zwei Minuten von Mohan in die Flucht gejagt wurde.

Was war eigentlich geschehen? Das Nashorn, dessen Angriff Mohan abgewehrt hatte, ließ seine Wut an einem Artgenossen aus, der ihm nicht den geringsten Anlaß zu einem solchen Wutausbruch gegeben hatte. Es zeigte eine deutliche Radfahrreaktion, die uns Menschen leider sehr geläufig ist, denn nicht selten geschieht es, daß ein Mensch, der von seinem Vorgesetzten „eine Zigarre verpaßt bekam“, nichts Eiligeres zu tun hat, als diese Zigarre seinem ihm untergeordneten Kollegen weiterzureichen, auch wenn dieser mit der ganzen Angelegenheit, die zur Kritik Anlaß gab, nicht das geringste zu tun hat. Nach oben bücken, nach unten treten, das ist die Eigenart der Radfahrreaktion, die auch im Tierreich häufig auftritt, allerdings meist bei solchen Tieren, die in Herden vergesellschaftet leben. Daß sie auch den Panzernashörnern nicht unbekannt ist, beweist nur wieder, wie die Nähe des Artgenossen erwünscht ist. Dieses Beisammenleben ist kein Miteinanderleben, wie wir es bei den Breitmaulnashörnern finden. Vielleicht zeigen die verschiedenen Nashornarten auch die verschiedenen Grade des Gemeinschaftslebens. Während das Sumatranashorn wahrscheinlich echter Einzelgänger ist, leben Javanashorn, Panzernashorn und Spitzmaulnashorn in Gemeinschaften, die aber noch keine Herden darstellen, weil mindestens Schlaf- und Äsungsplätze Territorien sind, die von ihren Eigentümern verteidigt werden. Daß aber die Panzernashörner sich trotzdem zeitweilig zu Herden zusammenschließen, sollten wir eines Tages zu unserer größten Überraschung vor Augen geführt bekommen. Sie besitzen auch alle Lautäußerungen, die für ein Herdenleben notwendig sind: Warnlaute, Kontaktlauten, Begrüßungslauten und zahlreiche andere Lautäußerungen, die dem Artgenossen Mitteilung über wesentliche Vorgänge in der Umwelt machen können. Insofern bildet das Beisammenleben der Panzernashörner schon den Übergang zu dem Herdenleben der Breitmaulnashörner, die in ihrem Charakter immer wieder als verträgliche Tiere geschildert werden und auch während des Äsens und beim Schlafen oft zu acht und mehr Tieren dicht nebeneinander angetroffen werden.

Das Verhalten des Nashornbullen beim Angriff auf Mohan und später auf seinen Artgenossen, läßt uns vermuten, daß die Berichte, die wir über Panzernashörner in alten Tierbüchern gelesen haben, teilweise auf ausgezeichneten Beobachtungen beruhen. In diesen Berichten wird nämlich als gefährliche Waffe der Panzernashörner die mit scharfen Dornen besetzte Zunge genannt, mit der sie furchtbare Wunden reißen. Also nicht das Horn wird als Waffe geschildert, sondern im Maul soll die Waffe verborgen sein. Die beim Angriff nach vorn gestreckte Haltung des Kopfes macht es uns sehr wahrscheinlich, daß die Panzernashörner nicht mit dem Horn stoßen, wie es ihre afrikanischen Verwandten tun, sondern beißen. Die kleine Verwechslung von Zunge und Zähnen dürfen wir den alten Berichterstattern verzeihen. Um uns aber über die Angriffstaktik des Panzernashorns ein abschließendes Urteil bilden zu können, beschließen wir, noch einige Angriffe herauszufordern.

Der Mahaut ist stolz auf seinen Elefanten. Er tätschelt ihm anerkennend den Rüsselansatz und lobt ihn mit lauten Worten. Er hat wirklich Grund zur Freude über die Verlässlichkeit Mohans. Als er vor vielen Jahren in seine Hände kam, war er so schreckhaft und furchtsam, daß er schon beim Anblick eines wilden Tieres sofort die Flucht ergriff. Mit unermüdlicher Geduld, in jahrelanger harter Arbeit hat der Mahaut seinem großen Schüler die Nervosität genommen. Er lehrte ihn, daß er sich weder vor Nashörnern noch wilden Elefanten zu fürchten braucht. Er erzog ihn zu unbedingtem Gehorsam. Jeder vertraut dem anderen. Der Mahaut weiß, daß er sich auf seinen Elefanten verlassen kann, und Mohan weiß, daß sein Lehrer nichts von ihm verlangt, was ihn in Gefahr bringen könnte. Das Einvernehmen der beiden, die „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen Mensch und Tier ist so gut, so märchenhaft, daß ich unwillkürlich an Rudyard Kiplings Dschungelgeschichte von Toomai und dem großen Elefanten Kala Nag denken muß.

Die Wiese ist leer. Das Toben der kämpfenden Nashörner verstummte. Wieder reiten wir in den Graswald hinein. Sanft werden wir auf Mohans breitem Rücken hin und her gewiegt. Die schnell aufsteigende Morgensonne brennt auf uns hernieder. Sie saugt die Nässe aus dem Sumpf und erzeugt eine atembeklemmende Treibhausatmosphäre. Stundenlang tasten wir uns durch das Grasmeer hindurch, von Lichtung zu Lichtung, von Schlammsohle zu Schlammsohle. Nirgends ist ein Tier zu sehen. Kein Nashorn, kein Büffel, kein Hirsch kommt uns vor die Kamera. Erst als wir gegen 11 Uhr am Wachturm aus dem Grasdschungel treten, treffen wir auf eine Nashornmutter mit einem kleinen Kalb. Sie greift sofort an, denn wir haben ihr ungewollt den Fluchtweg abgeschnitten. Mohan steht wie ein Fels. Er hat den Rüssel eingerollt. Gespannt schauen wir von unserer hohen Warte auf das Nashorn, das schnell näher kommt. Bis auf zwei Meter nähert sich die Kuh. Dann bleibt sie stehen und schaut verdutzt auf, als habe sie sich den „Gegner“ viel kleiner vorgestellt. Sie dreht seitlich ab und trottet, gefolgt von ihrem Kalb, auf einen Wechseltunnel zu, in dem beide verschwinden.

Heute lodern in allen Himmelsrichtungen Feuer auf: in den Bergen der Mikir und an vielen Stellen des Sumpfes. Hoch erheben sich graue Rauchfahnen, die einzigen „Wolken“ am leuchtend blauen Himmel. Aus ihnen fallen Ruß und halbverkohlte Pflanzenteile auf das Land nieder. Der Wind bläst sie uns ins Gesicht und weht sie in offene Blusen und Kameras. Der Schweiß mischt sich mit dem Ruß, und unser Handrücken verteilt die Asche so wirkungsvoll im Gesicht, daß wir aussehen, als hätten wir den Vormittag nicht im Dschungel, sondern im Kohlenschacht verbracht.

Später als gewöhnlich erreichen wir den Bungalow. Während wir heißhungrig das Frühstück einnehmen, brutzelt schon das Huhn im Topf. Ich freue mich, daß es heute statt Krautblätter „Damenfinger“, ein sehr schmackhaftes indisches Gemüse, gibt. Die nun schon Wochen anhaltende Monotonie unseres Küchenszettels hat uns für jede kleine Abwechslung dankbar gemacht.

Brütende Hitze lähmt unseren Beschäftigungstrieb. Statt mit stets schußbereiter Kamera nach Motiven zu suchen, strecken wir uns auf den Betten aus und verdösen

Obwohl uns nur noch wenige Meter trennen, haben uns die kleinen Augen des Panzernashorns noch immer nicht erspäht. Aber sein Geruchssinn ist um so besser ausgebildet. Auch die großen Eselohren beteiligen sich mit an der Orientierung.





the
A
ves.



die Zeit bis zum Essen. Jeder leidet unter der Hitze und der hohen Luftfeuchtigkeit, sogar die Tiere. Die Hunde liegen, alle viere von sich gestreckt, im Schatten vor der Küche. Statt uns wie sonst, stürmisch zu begrüßen, heben sie nur den Kopf und bewegen träge das Schwänzchen, um sich, nachdem sie uns ihre Höflichkeitsbezeugung erwiesen haben, tief seufzend zu räkeln und weiterzuschlafen.

Am Nachmittag treffen wir das auf die Forststation geborene Elefantensbaby. Es steht, mit einer Leinwand bedeckt, in der prallen Sonne und läßt sich, seiner Publikumswirksamkeit anscheinend bewußt, von Förstern und Mahauts geduldig verwöhnen. Wie alle Kinder liebt es Bananen, Kekse und Süßigkeiten jeder Art. Der kleine Kerl hält wohl die Hosentaschen der Männer für Wundertüten, denn sein bewegliches dünnes Rüsselchen drängt sich an jede Tasche und fingert nach Leckereien. Ungeduldig tritt er von einem Bein auf das andere. Hat die Leibesvisitation für ihn nicht den gewünschten Erfolg, gibt er mißmutige Quietschlaute von sich. Der Mahaut ist mit dem Benehmen seines Zöglings und der Nachsicht seiner Kollegen nicht einverstanden. Süßigkeiten sollen nur als Belohnungen verteilt werden. Ärgerlich gibt er dem kleinen Elefanten mit dem Stock einen Klaps auf das Hinterteil und treibt ihn zum Baden an den Fluß.

Die tägliche Generalreinigung ist für das Baby eine Wonne. Es läuft seinem Betreuer voraus und patscht vergnügt mit seinen Säulenbeinen in das Wasser. Der kleine Elefant darf beim Waschen stehenbleiben. Nur die großen müssen sich in den Fluß legen, weil der Mahaut sonst eine Leiter nehmen müßte, um ihnen den Rücken zu scheuern. Der Mahaut schöpft mit einer flachen Schale Wasser und gießt es dem Baby auf Rücken, Kopf und Bauch. Geduldig läßt es die Dusche über sich ergehen. Mit gesenktem Kopf und hängendem Rüssel steht es unbeweglich im Fluß. Die kleinen Augen sind halb geschlossen. Das Baby trompetet laut, so laut, daß man erstaunt auf den kleinen Rüssel schaut, der einen solchen Ton hervorbringt. Als der Mahaut einen Strohwisch packt und ihm damit energisch die Haut massiert, quietscht es ärgerlich und versucht, sich davonzumachen. Ein drohender Zuruf des Mahauts bindet den kleinen Elefanten an seinen Platz. Mißmutig läßt er die Reinigung über sich ergehen. Erst als der Inder das Stroh fortgeworfen hat und ihm wieder Wasser über den Körper schüttet, schlägt seine Laune auf „gut Wetter“ um. Spielerisch läßt er den Rüssel pendeln und benimmt sich so folgsam, wie sein Pfleger es von ihm verlangt. Nach einer Viertelstunde ist das Bad beendet. Baby glänzt vor Nässe und Sauberkeit. Der Mahaut lächelt zufrieden. Er holt die Leinwand vom Ufer, um sie seinem Schützling auf den Rücken zu binden. Auch das Baby geht zum Ufer, aber nach der anderen Seite. Es nimmt mit dem Rüssel Sand auf und wirft ihn auf den frischgeputzten Rücken. Als es den dritten Rüssel entlädt, ist der Mahaut bei ihm. Schimpfend treibt er den kleinen Kerl in das Wasser zurück und säubert ihn von neuem. Aber die Geduld des Elefantenkindes ist erschöpft. Kaum hat der Pfleger den Rücken gewendet, ergreift es die Flucht. Es rennt den Hang hinauf, zum Standplatz der Elefanten, wo es abends immer seine Mutter trifft, wenn sie von der Arbeit aus dem Forst zurückkehrt. Doch der Wille des Mahauts ist stärker. Er holt den Ausreißer ein und zwingt gewürgszukehren. Er bindet ihm die Decke auf den Rücken und ein Seil um den Hals. lich verabschiedet er sich von uns mit „Salaam“, auf Befehl des Mahauts heben sich, ihren Rüssel zum Gruße über den Kopf erhoben hat, darf er den Heimweg Am Weg

antreten. Es wird noch viel Wasser den Brahmaputra hinabfließen, bis aus dem verspielten, trotzigem Baby ein tüchtiger Arbeitselefant geworden ist, und man muß wohl die Geduld eines Inders besitzen, um die Erziehung des Tieres leiten zu können.

Wir wollen nach Baguri fahren, um einen anderen Teil des Wildreservates von Kaziranga kennenzulernen. Baguri ist ein Dorf und eine Forststation an der großen Verbindungsstraße zwischen Jorhat und Gauhati, etwa zehn Meilen von Kohora entfernt. Um 7 Uhr soll der täglich verkehrende Bus an der Dorfstraße sein. Ein Fahrplan ist kein Gesetz. Trübe Erfahrungen lassen uns den Fahrplan nicht allzu ernst nehmen. Wir beladen uns mit Koffern und Kameras und marschieren eine halbe Stunde vor der Abfahrt des Busses zur Haltestelle. Wir sind trotz der frühen Zeit nicht die ersten Fahrgäste, die sich an der Straße eingefunden haben. Assamesen und sogar Mikir hocken neben uns im Gras und warten schweigend auf den Bus. Wolfgang und ich sind die einzigen Menschen, die auf europäische Art sitzen. Das Gesäß des hockenden Inders ruht auf den Fersen. Als ich versuche, auf indische Art zu sitzen, tun mir schon nach wenigen Minuten Füße und Knie so heftig weh, daß ich die Nachahmung aufgebe und seufzend die alte Stellung wieder einnehme.

Eine Gruppe Assamesen hat sich unter einem Baum niedergelassen. Es sind Männer, Frauen und Kinder. Sie singen. Ein Mann singt vor, die anderen fallen in einem eigenwilligen Rhythmus ein. Drei Flötisten pfeifen eine Melodie, die nach unserem musikalischen Gefühl nicht dazu paßt. Der Chor wartet nicht, bis der Bus eintrifft. Nach kurzer Rast bricht er wieder auf: voran die Flötisten, dann die Sänger und zuletzt die Frauen, die sich an dem Gesang nicht beteiligen, mit ihren Kindern auf der Hüfte. 6.50 Uhr kommt der Bus. Ohne Hast und Drängen steigen die Inder ein. Ein Mann packt unsere Koffer und schiebt sie in den Bus. Der Schaffner weist uns zwei Plätze hinter dem Fahrer an, und schon setzt sich das Gefährt ratternd und klappernd in Bewegung.

Wir werden durcheinanderschüttelt und auf den harten Lederpolstern hin und her geworfen. In jeder Kurve rutschen die Fahrgäste der einen den Fahrgästen der anderen Seite auf den Schoß. Der Chauffeur ist wahrscheinlich früher Rennfahrer gewesen, denn er rast mit unglaublicher Geschwindigkeit über schmale Holzbrücken und vermindert auch in den Kurven das Tempo nur unwesentlich. Fortwährend drückt er eine Gummiballhupe, die ein asthmatisches Bellen von sich gibt. Wenn er hupt, kann er das große Lenkrad nur mit einer Hand halten. Die geruhsamen Elefantenritte haben mich der wagehalsigen Fahrweise indischer Chauffeure entwöhnt. Die Busfahrt ist aufregender als der Angriff einer wütenden Nashornmama. Zaghaft berührt der Schaffner Wolfgangs Schulter. Er will kassieren. Wir zahlen und erhalten einen handschriftlich ausgefertigten Fahrschein, der vom Schaffner eigenhändig unterschrieben ist. Hinter uns schwatzen Frauen, schreien Kinder und gackern Hühner. Unsere Reisebegleiter sind ein bunt zusammengewürfeltes Völkchen: Kaufleute aus Jorhat mit blütenweißen Dhotis, mit goldgeränderten Brillen und würdevollen Gesichtern, Mikirleute, scheu, zurückhaltend und scheinbar teilnahmslos, mit einem Lendenschurz als einzigem Kleidungsstück, fröhliche betelkauende Frauen mit Kindern, Bauern mit harten rissigen Händen, die bedächtig an ihren glimmenden „Selbstgedrehten“ saugen, plaudernde und lachende junge Burschen, die ihre Hemden weit über die Hosen herabhängen, eine interessante, vielschichtige Gesellschaft. Fast alle haben umfangreiche Gepäckstücke: vom einfachen Bü-

Bananenstaude, von der Henne bis zur Ziege. Trotz der geöffneten Fenster wehen orientalische Düfte durch den Bus. Die Reise wäre für uns unterhaltsam und heiter, wenn der Chauffeur nicht so leichtsinnig führe und wir nicht vor uns auf die Straße schauen könnten.

Liegen Tiere auf dem Fahrweg, schlafende Hunde, wiederkäuende Kühe oder unerfahrene Zickel, verlangsamt der Fahrer die Geschwindigkeit kaum, sondern reißt im letzten Augenblick das Lenkrad herum, daß der Bus die Straße verläßt und eine kurze Strecke auf dem Wiesenstreifen weiterfährt. Dann beugt er sich weit aus dem Fenster und schimpft lachend hinter den vierbeinigen Verkehrssündern her. Bald erreichen wir Baguri. Bevor wir den Bus verlassen, sammelt der Schaffner die Fahrschein wieder ein und reicht uns das Gepäck herunter. Er lächelt uns freundlich zu. Dann schließt sich die Tür. Der Motor heult auf. Der Bus braust davon und läßt uns in einer Staubwolke zurück.

Vor dem Dak-Bungalow von Baguri wartet schon der Elefant auf uns. Er ist heute morgen um 4 Uhr von Kohora aufgebrochen und hat die vielen Meilen, die wir in schneller Fahrt mit dem Bus bewältigten, zu Fuß zurückgelegt. Wir nehmen uns nicht die Zeit, unser neues Heim zu besichtigen, sondern drücken dem Boy die Koffer in die Hand, hängen die Kameras um, füllen unsere Taschen mit Filmen und klettern in den Sattel, um noch vor der heißen Tageszeit das Gebiet der Panzernashörner zu erreichen. Der graue Riese setzt sich in Bewegung. Er stapft über eine sumpfige Wiese zu einem kleinen Fluß, den wir durchqueren müssen. Vorsichtig steigt der Elefant in das Wasser. Sein mächtiger Körper schiebt den Teppich der Wasserhyazinthen auseinander. Immer tiefer versinkt der Koloß im Wasser. Wir heben die Füße, denn schon hat es den Sattel erreicht. Der Elefantenrücken schaukelt wie ein leichtes Boot.

Wieder einmal haben wir Grund, die vielen guten Eigenschaften des Elefanten zu loben. Er bewährt sich als Amphibienfahrzeug, Reittier, Lasttier, Zugmaschine, Aussichtsturm und Flaschenzug. Mit einem Auto, selbst mit dem bewährten geländegängigen Landrover, könnten wir den Grasdschungel nicht durchqueren. Hier gibt es weder Brücken noch Straßen. Oft versperrern vom Sturm entwurzelte oder durch Blitzschlag gefällte Bäume den Weg. Der Elefant räumt sie fast mühelos beiseite oder bahnt sich einen neuen Pfad durch den Dschungel. Er lärmt nicht, riecht nicht nach Benzin, bleibt nicht im Schlamm stecken und überwindet Schlaglöcher, ohne unsere Sitzfläche zu strapazieren. Seine Vorzüge gegenüber dem Kraftfahrzeug im Sumpfland von Kaziranga sind ungezählt. Ohne unseren geduldigen grauen Gefährten könnten wir keine Beobachtungen über die Lebensweise der Panzernashörner machen.

Hinter dem schmalen Galeriewald des kleinen Flusses dehnt sich der weite wogende Grasdschungel. Voller Erwartung tauchen wir darin unter. Der Förster von Kohora hat uns vor den Nashörnern von Baguri gewarnt. Nach Baguri kommen keine Touristen. Die Nashörner sind deshalb die Nähe von Elefant und Mensch nicht gewöhnt. Sie gründen sofort an. „In diesem Teil des Reservats können sie ihre Beobachtungen schlucken in der Angriffstaktik der Panzernashörner fortsetzen“, meinte er mit vielsagendem Lächeln. Wir wissen, daß wir von Baguri müssen sie nicht erst zum Angriff reizen. Dort nimmt sie heben sich, das Nashorn an. Hüten sie sich besonders vor Nashornkühen, die Kälber führen. Am Wegrand zeigen sie sich wie der Teufel. Halten sie sich wenigstens mit einer Hand immer verströmt. Ein Elefant ist nicht schlecht, aber er besitzt nicht die starken Nerven Mohans.“

Das schlechte Zeugnis, das unser indischer Freund den Panzernashörnern von Baguri ausstellte, hat uns nicht entmutigt. Im Gegenteil, wir sind gespannt, wie sich die verrufenen Baguri-Nashörner verhalten werden.

Das erste Tier, das wir im gelbbraunen, vom Feuer ausgedörrten Schilfgras entdecken, ist ein alter Wasserbüffel, ein Einzelgänger mit starkem, weit ausladendem Gehörn. Er sichert unbeweglich zu uns herüber. Sein Kopf schaut über das hohe Gras hinweg, starr und maskenhaft wie eine alte Jagdtrophäe. Längst sind die Kameras schußbereit. Wir nähern uns langsam dem Büffel. Als wir auf Fotograferdistanz herangeritten sind und die Kamera an das Auge nehmen, macht der Bursche kehrt und entfernt sich polternd. Nach zwanzig Metern bleibt er stehen und dreht uns wieder seinen mächtigen Schädel zu, als fordere er uns heraus, ihm zu folgen. Wir nehmen die Einladung an und reiten vorsichtig näher. Der Bulle steht wie aus Stein gemeißelt. Langsam heben wir die Kamera, regulieren die Schärfe und — lösen nicht aus, weil der Büffel sich im gleichen Augenblick duckt, herumwirft und, als hätte eine Kugel ihn getroffen, in wildem Galopp davonjagt. Nach hundert Metern bleibt er wieder stehen und sichert zurück. Wieder reiten wir an ihn heran, wieder versuchen wir, den stattlichen Gesellen zu porträtieren, wieder ergreift er vorzeitig die Flucht. Des Katz-und-Maus-Spielens müde, geben wir die Verfolgung auf und gehen auf Nashornsuche.

Wolfgang entdeckt das erste „wilde“ Baguri-Nashorn, eine Mutter mit Kalb. Wir reiten einen Bogen um die beiden und wahren den nötigen Abstand. Eine kämpferische Auseinandersetzung am frühen Morgen würde den Elefanten für den Rest des Vormittags verderben, und wir möchten uns gern heute einen Überblick über die Landschaft und den Tierbestand von Baguri verschaffen. Auf einer sumpfigen Lichtung, deren Boden anscheinend so sauer ist, daß nur dürrtiges Gras gedeiht, entdecken wir fünf Wildschweine. Sie haben keine Furcht vor dem Menschen und lassen uns so nahe herankommen, daß wir sie gut fotografieren können. Ihre langen spitzen Schnauzen wühlen im Schlamm. Mit ihren Rüsselnasen zerren sie das verfaulte Gras auseinander. Dabei schmatzen und grunzen sie behaglich.

Kreuz und quer reiten wir durch das Sumpfland. Obgleich sich ein dichtes Netz von Nashornwechsellern durch den Dschungel zieht und mit frischem Dung belegte Kotberge in allen Teilen des Reservates zu finden sind, treffen wir keine Nashörner. Statt dessen entdecken wir die Fährte und Losung eines wilden Elefanten. Wo halten sie sich versteckt, die bössartigen, angriffslustigen Nashörner von Baguri?

Die Luft steht still wie in einem Treibhaus. Kein Windhauch kühlt unsere sonnenverbrannte Haut. Es ist unvorstellbar heiß und stickig. In der weiten Grasebene wächst kein Baum, der uns und dem ermüdeten Elefanten Schatten spenden könnte. Vielleicht empfinden wir die Hitze heute nur als unerträglich, weil wir nicht arbeiten können, weil wir nichts anderes sehen als Gras, verdorrtes gelbes Gras, das uns seit vielen Stunden umschließt.

Schon wollen wir umkehren und die ergebnislose Suche abbrechen, als evoll...önig gelbgrüne Mauer vor uns plötzlich ein Ende hat. Eine Lichtung tut sich mit einer See blinkt in der Sonne. Der Elefant bleibt stehen. Wolfgang vers...n mit dem sanften Rippenstoß und beugt sich zur Seite, damit ich das erhebd...glin...drucksvollste Bild unserer ganzen Indienreise sehen kann: friedlich im de... Nashörner. Schnell haben wir die Kameras mit den großen Teleobjekt...rüstet und schießen Bild auf Bild von dem Familienbad der Nashörner. Ein

Film belichten wir von dieser einmaligen Szene, bevor wir uns die Zeit nehmen, die Tiere zu zählen. Es dauert eine Weile, bis unsere Ergebnisse übereinstimmen. Die Dickhäuter liegen so dicht nebeneinander in dem schlammigen Wasser, daß man sie kaum voneinander unterscheiden kann. Sie benehmen sich wie die afrikanischen Flußpferde. Nur Nase, Augen, Ohren und ein Stück des Rückens schauen aus dem Wasser hervor. Manche haben ihren Kopf schwer und faul auf den Rücken des Artgenossen gelegt. Andere fressen von den saftigen Wasserhyazinthen, die ihnen vor dem Maul schwimmen. Neun Nashörner, darunter auch zwei Mütter mit Kälbern, haben sich im Familienbad eingefunden. Wir fotografieren mit verschiedenen Belichtungszeiten, denn diese Beobachtung muß durch Aufnahmen belegt werden. Wer würde uns glauben, daß die unverträglichen Panzernashörner im Wasser friedlich zueinander sind? Unsere Müdigkeit ist verfliegen. Unsere Enttäuschung hat sich in reinste Entdeckerfreude umgewandelt. Wir wissen, daß über solche Vergesellschaftungen von Panzernashörnern bisher noch nichts bekannt war.

Die badenden Rhinos bemerken uns nicht, denn der Wind weht von ihnen zu uns herüber. Mit leicht erhobenem Rüssel nimmt der Elefant den Duft der Nashörner auf. Sie liegen wohligh im Wasser. Die kleinen Augen blinzeln schläfrig. Träge genießen die großen Tiere das erfrischende Bad. Nur die beiden Kälber geben keine Ruhe. Sie versuchen mit ihren Müttern zu spielen, beißen ihnen zart in die dicken Hautfalten oder drängen sich an ihre großen Körper. Über eine Stunde stehen wir bei den Nashörnern, fotografieren, machen Notizen und erfreuen uns an dem ungewöhnlichen Bild. Wir würden gern noch länger am See bleiben, um festzustellen, wann und wie die Tiere das Wasser verlassen, aber der Mahaut mahnt zum Aufbruch. Er bedeutet uns, daß der Elefant eine anstrengende Wanderung hinter sich hat und daß er nach siebenstündiger Arbeit erschöpft ist und Ruhe braucht. Bedauernd nehmen wir Abschied von den gemütlichen Panzernashörnern, die weder von unserer Ankunft noch von unserem Rückzug Notiz nehmen. Der Mahaut hat das Verlangen, die friedlichen Tiere aufzuschrecken und in die Flucht zu treiben. Wir bemerken seine Absicht und können im letzten Augenblick noch verhindern, daß er die Ruhe und den Frieden der badenden Nashörner im See stört.

Ein Wäldchen erhebt sich aus dem Sumpfland. Der Elefant bahnt uns einen bequemen Weg durch das Gewirr der Äste und Zweige. Tiere sind nicht zu erblicken. Nur grasgrüne, schrill schreiende Bienenfresser fliegen über uns hinweg. In einem zerklüfteten Baum am Rande des Waldes landet ein großer Raubvogel. Er hat seinen Horst aus dünnen Zweigen in einer Astgabel angelegt. Flügelschlagend läßt er sich auf seinem Nest nieder, schüttelt das Gefieder aus und zieht den Kopf ein. Seine kleinen scharfen Augen verfolgen uns, bis wir ihn nur noch als dunklen Fleck im fernen Baum erkennen können.

Im Schatten des Galeriewaldes am anderen Ufer eines schmalen Flusses liegen vier Wasserbüffel und kauen, was sie am Vormittag gefressen haben. Sie rülpsen den halbverdauten Pflanzenbrei hoch, zermahlen ihn mit ihren breiten Zähnen und schlucken ihn wieder hinunter. Zwei Sekunden später wird die nächste Portion hochgewürgt. Wie eine Kugel steigt der Bissen im Hals auf. Man kann seinen Weg deutlich verfolgen. Aber leider werden die urigen Büffel auf uns aufmerksam. Sie erheben sich, wittern und gehen geräuschvoll ab.

Am Wegrand blühen große zartgefiederte Blumen. Sie sehen wie weiße Sterne aus, verströmen einen herben Duft und wachsen aus einer Zwiebel hervor. Der Elefant ist

müde. Er trödelt oft und bleibt stehen, als wolle er sich lösen. Aber die Rast dient ihm nur als Ruhepause, wenn auch als sehr kurze, denn der Mahaut erkennt sehr bald, daß der Elefant „blinden Alarm“ gibt und treibt ihn weiter. Trotzdem geht der Inder sehr schonungsvoll mit seinem Schützling um. Er hat bisher den Eisenhaken nicht benutzt, und das macht ihn mir sehr sympathisch.

Endlich haben wir den kleinen Fluß erreicht, der hinter unserem Bungalow träge dahinzieht. Der Elefant rutscht die Böschung hinab, steigt in die kühle Flut, taucht den Rüssel ein, saugt ihn voll und entleert ihn rauschend ins geöffnete Maul. Ohne Hast löscht der Riese seinen großen Durst, ein Anblick, der den eigenen Durst schnell bis zur Qual steigern kann. Wir warten, bis der Elefant sich sattgetrunken hat. Dann reiten wir weiter und erreichen wenige Minuten später unser neues Heim.

Das Zimmer ist spartanisch einfach. Das Inventar besteht aus zwei harten Feldbetten, einem Tisch, zwei Stühlen und einem Kleiderrechen. Nebenan ist ein Raum, in dem wir die Mahlzeiten einnehmen können. Auf dem Tisch steht ein großer Krug mit klarem Wasser, von dem wir hoffen, daß es gefiltert oder wenigstens abgekocht ist. Kleine undefinierbare Flocken schwimmen auf dem Wasser, stören uns aber kaum. Wir trinken von dem köstlichen lauwarmen Naß, bis der Krug geleert ist, und haben erst dann Muße, uns den leckeren Dingen zu widmen, die der Koch für uns bereitet hat. Der Duft von Gebratenem und Gebackenem steigt verlockend in die Nase. Eine pikant gewürzte heiße Suppe, eine Platte mit schmackhaft angerichteten Gemüsen, Kartoffeln, Reis und Fleisch erzeugen in uns einen Bärenhunger. Wir genießen das gute Mahl und essen, daß kein Körnchen mehr auf dem Teller zurückbleibt. Satt und zufrieden lehnen wir uns zurück und greifen nach den Zigaretten. Da nähern sich uns die leisen Schritte des barfüßigen Dieners. Mit entschuldigender Geste schiebt er zaghaft den Aschenbecher beiseite, legt frische Teller auf und serviert uns einen Riesenberg dampfender, glänzender, schmalzgebackener Leckereien. Unsere Mägen sind gefüllt. Aber der süße Duft des Gebäcks erzeugt sofort neuen Appetit. Wir probieren die fetttriefenden knusprigen Kuchen und sind von der Geschicklichkeit und der Kunst des Kochs von Baguri restlos begeistert. Zum ersten Male seit langer Zeit hat uns das Essen wieder geschmeckt. Weil die Sonne heute wieder unbarmherzig heiß auf das Land herabscheint und Tierbeobachtungen deshalb auch vorläufig sinnlos sind, beschließen wir, einen Verdauungsschlaf zu halten. Wir erfrischen uns, ziehen leichte Hemden an und strecken uns auf den Betten aus. Es dauert nicht lange, bis die Hemden durchschwitzt sind und wir zur Seite rücken müssen, weil auch das Bettuch von Schweiß durchtränkt ist. Der Aufenthalt im Inneren eines Hauses gleicht dem Besuch einer Sauna. Auf dem heißen Blechdach über unseren Köpfen brütet die Sonne. Wir haben das Gefühl, in der Hitze zu dampfen. Draußen ist es aber noch unangenehmer, denn die Quecksilbersäule ist auf 45 Grad im Schatten gestiegen. Fliegen summen um uns herum, setzen sich auf unsere nackte Haut und gehen auf uns spazieren, bis uns das Kitzeln nervös macht und wir durch Zucken und Wedeln mit den Händen die Plagegeister vertreiben. Aber bald überfällt uns eine lähmende Müdigkeit, die gegen Fliegen und Hitze unempfindlich macht. Wir schlafen wie narkotisiert. Der Schlaf in diesem Backofen bringt keine Entspannung. Als wir nach einer Stunde wieder erwachen, sind wir müder und erschöpfter als zuvor. Kissen und Matratze sind naß. Der Kopf schmerzt wie nach einem schweren Rausch. Taumelig erheben wir uns, kleiden uns an, trinken und verlassen den Bungalow, um ein Bergdorf der Mikir, das nicht weit von Baguri entfernt sein

soll, zu besuchen. Von der Straße aus können wir die Bambushäuser der Bergreisbauern am Hange liegen sehen. Eine halbe Stunde später befinden wir uns in ihrem Dorf. Obgleich diese Menschen nahe an der Straße wohnen, ist ihnen der Anblick von Europäern ungewohnt. Kaum hat uns ein Mitglied der Dorfgemeinschaft erspäht, sind alle Kinder hinter den hohen Zäunen verschwunden. Die Erwachsenen ziehen sich in die Nähe ihrer Häuser zurück. Scheu und schweigend warten sie, was wir tun werden. Ein alter Mann mit einem langen schwarzen Schnauzbart, der gerade damit beschäftigt war, ein schadhafes Dach auszubessern, behält die Bambuslatte in seiner Hand und rührt sich nicht. Es fällt uns schwer, Kontakt zu diesen Mikirleuten zu finden. Vielleicht ist die Hitze daran schuld, die uns träge und einfalllos macht.

Häuser und Wege im Mikirdorf sind sauber und gepflegt. Die Menschen sind reinlich gekleidet und ordentlich gekämmt. Bei den Assamesen stehen die Mikir in Verfall, unsauber und primitiv zu sein, und oft rümpfen sie sogar die Nase, wenn sie hören, daß wir diese Menschen besuchen. Die Mikir werden mit Überheblichkeit als „wild“ und unkultiviert bezeichnet, obgleich sie den in den Niederungen lebenden Assamesen in keiner Weise nachstehen und ihnen manchmal sogar an Sauberkeit und Fleiß überlegen sind. Wir haben sie liebgewonnen und bewundern ihre Tüchtigkeit, mit der sie in den unwirtlichen Bergen um ihr tägliches Brot kämpfen. Die schwarzen fetten Schweinchen der Mikir liegen erschöpft im Schatten der Häuser und lassen sich von den Hühnern das Ungeziefer aus dem Fell picken. Sandbraune, an australische Wildhunde erinnernde Köter umkreisen uns halb neugierig, halb furchtsam. Wenn wir sie ansprechen, halten sie den Kopf schief, wedeln erfreut mit dem Schwanz, kommen näher und beschnüffeln uns. Bei der kleinsten Handbewegung weichen sie erschreckt zurück, laufen mit eingeknickten Schwänzen zu den Menschen hinüber und klaffen uns aus sicherer Entfernung an. Weil unsere Kameras mit Argwohn betrachtet werden, verzichten wir auf das Fotografieren. Wir schenken den Männern Zigaretten, schauen wehenden Frauen bei der Arbeit zu, verteilen Bonbons an die Kinder und wandern weiter zu einem anderen Mikirdorf.

Ein schmaler Pfad führt uns durch den Dschungel. Hoch über uns erheben sich die breiten Kronen der Urwaldbäume. Sie spenden uns Schatten und Kühle. Zwischen den Laubbäumen wuchern Bambusgräser. Zwanzig bis dreißig Meter lang sind die grünen Rohre, die den Mikirs einen vielseitig verwendbaren Baustoff liefern. Helles Mädchenlachen klingt uns entgegen. An einer Quelle, die aus dem Berg sprudelt, baden nackte kleine Mädchen und waschen sich das lange schwarze Haar. Sie planschen in dem eiskalten Wasser und bespritzen sich neckend. Wir wollen schnell weitergehen, um die Kinder nicht zu erschrecken, aber sie haben uns schon entdeckt. Das Gelächter verstummt. Die Mädchen rennen davon. Ihre Angst ist so groß, daß sie die kupfernen Gefäße zurücklassen, in denen sie Wasser zum Dorfe tragen wollten.

Bald erreichen wir das Dorf, in dem missionierte Mikir wohnen. Rein äußerlich unterscheidet es sich kaum von dem der „wildern“ Mikir. Die Bauweise der Häuser und deren Anordnung ist dieselbe. Nur die Menschen sind anders gekleidet. Die Männer tragen Hosen statt des Lendenschurzes, und die Frauen bedecken sorgsam ihre Brüste. Die schönen handgewebten Gewänder werden zum großen Teil durch Kattuntücher ersetzt. Die Mikir dieses Dorfes sind weniger scheu. Sie begrüßen uns freundlich und erlauben uns, ihre Häuser, Ställe, Haustiere und Werkzeuge zu fotografieren. Wollen wir verheiratete Frauen aufnehmen, müssen wir allerdings vorher ihre Män-

ner um Erlaubnis fragen, ganz so, wie es der gute Ton in den Städten erfordert. Ich weiß nicht, welchen Nutzen die Missionierung diesen Menschen bringt. Man sagt ihnen, daß ihre alten Götter falsche Götter sind und lehrt sie, zu einem neuen Gott zu beten. Sie gewinnen eine andere Einstellung zu ihrem Leben nach dem Tode und erfahren, daß Nacktsein Sünde ist. Angesichts der primitiven Werkzeuge, der unrationellen Bewirtschaftung der Felder und der mangelhaften ärztlichen Betreuung der Mikir erscheint es mir wichtiger, die Menschen besser auf das diesseitige Leben vorzubereiten.

Als wir von unserem Streifzug durch den Bergwald zurückkehren, ist die größte Hitze des Tages vorüber. Die Sonne neigt sich dem Horizont zu und taucht das Land in rotes Licht. Kinder treiben kleine Herden bunten Viehs über die Felder dem Dorfe zu. Aus einem Laden am Rande der Straße dringt Grammophonmusik. Männer in weißen Gewändern hocken rauchend und schwatzend davor.

Wir legen unsere Fotoapparate im Dak-Bungalow ab und gehen nach Sonnenuntergang noch einmal zum Fluß. Die Dämmerung fällt grau über das Land. Der Galeriewald wird zur schwarzen Mauer. Aus den Bambushütten neben unserem Bungalow klingt die Stimme einer Frau und das Weinen eines Kindes. Frösche quarren im Schilf, und die Zikaden singen ihr monotones Lied. Aus dem Wasser steigt der Nebel, zart und durchsichtig wie ein Schleier. Wir gehen ein Stück am Ufer entlang und wandern über eine taufeuchte Wiese. Plötzlich stehen wir einem Büffel gegenüber. Schwarz ragt seine Silhouette vor uns auf. Er hat den schweren Kopf mit dem mächtigen Gehörn erhoben und steht wie gebannt. Auch wir wagen uns nicht zu rühren. Nach einigen Sekunden, die uns wie eine Ewigkeit erscheinen, wirft sich der Büffel herum und ist nach wenigen Schritten von der Dunkelheit verschlungen.

Wir schauen uns schweigend an und wissen nicht, was wir von der Begegnung halten sollen. Ein wilder Büffel kann es kaum gewesen sein. Der hätte uns wahrscheinlich auf die Hörner genommen. Wir sollten nicht ohne Waffe zum Fluß gehen. Der Forstbeamte von Baguri hat uns gewarnt. Gestern nacht hat ein Tiger ein Rind hier geschlagen, und Nashörner sollen fast täglich über den Fluß wechseln, um von dem saftigen Gras zu äsen, das vor den Hütten der Inder wächst.

Langsam wandern wir heimwärts. Längst schimmern die ersten blassen Sterne am Nachthimmel. Wir suchen unser Zimmer auf. Leise fauchend verströmt die Benzinlampe grelles Licht, das den Tisch gut, den Raum aber nur dürftig erhellt. Wir schreiben unsere Beobachtungen nieder, verzehren mit großem Appetit die zahlreichen Gänge der Abendmahlzeit und lassen uns dann müde und abgespannt auf die Betten fallen. Noch im Zustand des Einschlafens vernehmen wir das hohe Summen der Moskitos. Aber die bleierne Müdigkeit, die uns überfallen hat, macht uns gleichgültig gegenüber den blutsaugenden Insekten. Sorglos überlassen wir uns dem Schlaf.

Als wir am nächsten Morgen erwachen, sind wir wie zerschlagen. Unser Rücken schmerzt von dem harten Lager, und die zahlreichen juckenden Pusteln, die den ganzen Körper bedecken, beweisen uns, daß sich die Mücken in der Nacht satt getrunken haben. Es ist heiß.

Gegen 6 Uhr brechen wir auf. Der Elefant hat sich ausgeruht, und der Mahaut ist guter Laune.

Wir müssen lange reiten, bis wir den ersten Tieren begegnen. Es sind Wasserbüffel,

Mit ihrem wenige Monate altem Kalb flieht die Nashornmutter in den Grasdschungel.





die aber leider wieder fliehen, bevor wir sie fotografieren können. Wir verfolgen sie nicht, denn wir wollen heute Nashörner sehen und ihre Angriffstaktik kennenlernen. Wir verlassen den schmalen Saum verbrannten Schilfes und reiten tief in den grünen Gradschungel hinein, der sich fünf Meter hoch erhebt und uns jede Sicht nimmt. Wir sehen nur den blauen Himmel über uns und das Gras, das uns von allen Seiten bedrängt. Wir sind in der grünen Unendlichkeit untergetaucht. Es raschelt neben uns im Gras. Ein Tier, das unsichtbar bleibt, rennt laut polternd davon. Als wir nach mehr als zweistündigem Ritt das Grasmeer endlich verlassen, blicke ich noch einmal zur wogenden grünen Mauer zurück und entdecke einen Nashornkopf im Schilf. Wolfgang macht den Mahaut auf das Panzernashorn aufmerksam. Im gleichen Augenblick greift das Nashorn an. Ohne einen Laut zu geben, rennt es auf uns zu, dicht gefolgt von einem kleinen Kalb. Der Elefant macht kehrt und flieht, aber die Nashornmutter jagt hinter uns her. Wir klammern uns am Sattel fest. Sie kommt schnell näher. Der Mahaut brüllt. Wir wissen nicht, ob sein Schreien dem Elefanten oder dem Nashorn gilt und schreien mit. Die erzürnte Nashornkuh bleibt stehen und wittert mit erhobenem Kopf. Der Mahaut zwingt den Elefanten, sich zu drehen, und befiehlt ihm, anzugreifen. Sehr widerwillig, aber zum Gehorsam gezwungen, greift nun der Elefant das Nashorn an, das auch nach kurzem Zögern flieht. Elefant und Mahaut haben ihr „verlorenes Gesicht“ wieder zurückerobert.

Eine halbe Meile vom ersten Kampfplatz entfernt treffen wir auf eine Suhle, in der eine Nashornkuh, ein fast erwachsenes Kalb und ein starker Bulle ein Schlammbad nehmen. Der Bulle liegt fast völlig unter Wasser. Nur sein Kopf mit dem gedrunge- nen kegelförmigen Horn schaut hervor. Die Kuh steht bis zu den Schultern in dem Brei, und das Kalb stapft munter durch den Uferschlamm. Es hat sein Bad schon genommen, denn Rücken, Bauch und Beine sind naß.

Obwohl der Wind günstig steht und die Tiere keine Witterung von uns bekommen können, wird die Kuh aufmerksam, als wir uns auf etwa zweihundert Meter genähert haben. Sie steigt aus dem Wasser und läuft auf uns zu. Wahrscheinlich hat sie uns gesehen, denn wir stehen auf einer freien Fläche ohne Rückendeckung. Es gibt keinen Zweifel, sie nimmt uns in vollem Lauf an. Das Kalb folgt ihr auf den Fersen. Der Elefant will kehrtmachen, aber der Mahaut zwingt ihn mit dem Eisenhaken, an seinem Platz zu bleiben. Er trompetet laut und senkt den Kopf. Aber der Mahaut treibt ihn vorwärts, dem angreifenden Nashorn entgegen, das schnell näher kommt. Wieder schreien wir, so laut wir können.

Unser Gebrüll beeindruckt das Nashorn nicht. Der Mahaut zieht sein Buschmesser und schleudert es dem rasenden Tier entgegen. Das Wurfgeschöß verfehlt sein Ziel. Die Nashornkuh rennt weiter. Schon hat sie uns fast erreicht. Da schwenkt sie im letzten Augenblick ab und trabt mit grunzenden Lauten davon.

Während des Angriffs muß der Bulle aus dem Wasser gestiegen sein und sich verzogen haben, denn wir können ihn nicht mehr entdecken. Während wir noch nach ihm Ausschau kalten, kehrt die Nashornkuh zurück und startet einen zweiten Angriff. Jetzt zeigt der Elefant mehr Mut. Von unseren gellenden Schreien unterstützt, galoppiert er auf die streitbare Mama zu und schlägt sie zum zweiten Male in die Flucht. Der Mahaut freut sich über den Sieg seines braven Elefanten und belohnt ihn

fliehenden Herde, die ihre Flucht immer mehr beschleunigt. Aus dem Lauf wird ein Trab und aus dem Trab ein Galopp. Das Fell der Kälber leuchtet rötlichbraun hervor. Zwei Neugeborene können mit ihren noch zu schwachen unbeholfenen Stelzenbeinen mit der Herde nicht Schritt halten. Immer langsamer wird ihre Flucht, immer größer der Abstand zur Herde. Ein Büffel, der am Schluß der Herde läuft, bleibt stehen, macht kehrt und geht den Kälbchen entgegen. Im gleichen Augenblick stoppt die ganze Herde und wartet auf die Nachzügler. Sie sind weit genug von uns entfernt, um sich außer Gefahr zu fühlen. Wie eine dunkle Mauer aus massigen Leibern und spitzen Lanzen stehen sie gegen den hellen Horizont.

Kaum hundert Meter vom Badeplatz der Wasserbüffel entfernt begegnen wir wieder Nashörnern. Eine Mutter mit Kalb liegt in der Suhle. Wir stehen dicht neben ihnen, und doch bemerken sie uns nicht. Ein drittes Nashorn tritt aus dem Schilf. Es trägt eine zweite künstliche Haut aus gelbem, trockenem Schlamm. Langsam steigt es zum Ufer hinab. Die Nashornkuh erhebt sich, bläst blubbernd Luft durch die Nase und geht einige Schritte auf den Neuankömmling zu. Es scheint eine Art Begrüßung zu sein, denn die Nashornmama läßt sich unmittelbar danach wieder ins Wasser zurückgleiten. Das dritte Nashorn steigt ins Bad, senkt den Kopf und trinkt sich satt. Dann geht es mit blubberndem Schnarrlaut auf das Nashornkind zu, das mit demselben Laut antwortet. Erst jetzt taucht der Neuankömmling mit sichtlichem Behagen in die kühle Flut und legt sich dicht neben die beiden anderen Artgenossen. Wir fotografieren, machen Notizen und beobachten das Verhalten der drei Nashörner. Nach einer halben Stunde wollen wir, ohne die Nashörner zu stören, weiterreiten, aber das ist nicht im Sinne des Mahauts. Er will den Mut seines Elefanten erneut unter Beweis stellen. Bevor wir es verhindern können, treibt er das Tier zum Wasser, verjagt ein viertes Nashorn, das ein Bad nehmen wollte, und reizt die Kuh zum Angriff. Sie steigt aus dem Wasser, nimmt die Herausforderung an und rennt auf uns zu. Unser Schreien und der Gegenangriff des Elefanten machen sie unsicher. Sie stutzt, wendet und ergreift mit ihrem Kalb die Flucht. Doch der Mahaut gibt sich mit dem Rückzug der Nashornmutter nicht zufrieden. Er stößt dem erregten Elefanten die Fersen in den Hals, treibt ihn hinter der Kuh her, bis sie im Dickicht verschwindet, kehrt zur Suhle zurück und vertreibt auch noch den Bullen, der friedlich in seinem Bade lag. Nach dieser Tat liebkost er den Elefanten und wendet uns triumphierend sein lachendes glückliches Gesicht zu. Verständnislos zucken wir mit den Achseln. Wir sind ärgerlich über das Verhalten des Inders, dem es Freude bereitet, Tiere zu reizen und zu vertreiben. In einem Reservat sollte jedes Tier absoluten Schutz genießen, also auch ungestört bleiben. Der Mahaut müßte sich als Angestellter der Forststation besonders verpflichtet fühlen, den Panzernashörnern, die von der Gefahr des Aussterbens bedroht sind, Ruhe und Sicherheit zu gewähren und ihnen die Furcht vor dem Menschen zu nehmen.

Unser Magen knurrt. Wir haben seit gestern abend nichts gegessen, und die Sonne steht schon im Zenit. Die meisten Inder essen nur zweimal am Tage, mittags und abends. Im Dak-Bungalow übernachteten nur Inder, und weil man deshalb die europäische Gewohnheit, zu frühstücken, nicht kennt, mußten wir uns am Morgen mit einer Tasse Tee begnügen. Tropische Hitze macht hungrig. Wir haben Appetit auf fettige Speisen, die wir im europäischen Hochsommer meiden würden. Der Energieverbrauch ist im Treibhausklima Indiens viel größer als in der heißesten Hundstags-

Wir sind zur Forststation zurückgekehrt. Eine junge Mutter badet ihre drei kleinen Kinder unter der Pumpe. Die einzige Bekleidung der Kleinen ist ein vom Priester geweihtes Amulett, das sie an einer dünnen Schnur um die Hüften tragen. Die Frau bewegt den Schwengel und pumpt Wasser in einen Eimer, den sie dann über den Köpfen der Kinder entleert. Die Nackedeis sind von der kühlen Dusche begeistert. Sie quieken und schreien und können es kaum erwarten, bis die Mutter den nächsten Eimer gefüllt hat. Ein kleines dickes Mädchen schleckt sich nach jedem Guß lachend die Wassertropfen von den Fingerspitzen. Vom Fenster des Bungalows können wir die Wasserratten unbemerkt fotografieren.

Einen Brunnen zu besitzen, bedeutet für die Familien der Forstarbeiter einen großen Fortschritt. Die meisten Inder müssen das Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken aus Flüssen, Gräben oder Tümpeln holen. Das ist nicht nur verschmutzt, sondern auch gefährlich, denn stehende Gewässer sind in den Tropen Brutstätten für Krankheitskeime.

Nach dem Essen packen wir unsere Koffer, denn wir müssen mit dem Nachmittagsbus nach Kohora zurückfahren. Wir verabschieden uns von den freundlichen Dienern und dem tüchtigen Koch.

Die Sonne brennt auf uns herab. Kein Baum, kein Dach schützt die Fahrgäste an der Haltestelle vor den sengenden Strahlen. Träge verrinnt die Zeit. Längst ist der Bus fällig. Wir werden nervös und gehen unruhig hin und her. Die Inder warten geduldig, kauen Betel, rauchen schwarze schwere Zigarillos, machen ein Schwätzchen oder träumen mit offenen Augen vor sich hin. Sie kennen keine Eile.

Nach einstündigem vergeblichem Warten hält neben uns ein moderner Personenkraftwagen. Der Besitzer, ein Inder, beugt sich aus dem Fenster und fragt, ob er uns helfen könne. Ohne die Antwort abzuwarten, springt er aus dem Wagen, öffnet den Kofferraum, verstaut unser Gepäck und lädt uns mit liebenswürdiger Geste ein, in seinem Auto Platz zu nehmen. Teeplantagen, Dschungel, Dörfer und Brücken fliegen in wildem Tempo an unserem Fenster vorüber. Nach zwanzig Minuten Fahrt hält der Wagen vor dem Forst-Bungalow von Kohora. Der Inder reicht uns die Koffer zu und lacht, als wir ihn fragen, was wir ihm für seine Hilfsbereitschaft schuldig sind. Er drückt uns freundlich die Hände. Die Wagentür schlägt zu. Während er mit der Linken schon den Gang einlegt, winkt uns seine Rechte noch einmal zu, und wenige Sekunden später sehen wir nur noch die Staubwolke, die der große Wagen hinterlassen hat.

Der Bungalow hat für uns schon fast Heimatbedeutung. Gern beziehen wir wieder unser Zimmer. Wir begrüßen Förster und Diener wie gute alte Bekannte. Unser schwarzes Hündchen jault vor Freude und weicht nicht von unserer Seite. Es folgt uns auf Schritt und Tritt. Nur wenn wir in ein Zimmer treten, bleibt es traurig vor der Tür zurück, denn Wohnräume sind für Hunde tabu.

Baguri hat unsere Vervollständigung der Panzernashornbiologie ein großes Stück vorgebracht. Unsere Vermutung, daß die Panzernashörner ihr Horn nicht oder nur selten als Waffe gebrauchen, ist zur Gewißheit geworden. Auch die Nashörner, die uns in Baguri angriffen, haben den Kopf nicht zum Stoß gesenkt, sondern waagrecht nach vorn gestreckt. Ein Gespräch mit dem Forstmeister, der wiederholt erlebt hat, daß Nashörner angriffen und den Reitelefanten tiefe Wunden beibrachten, ergänzt unsere Feststellungen. Der Angriff erfolgt stets lautlos. Das heftige Schnauben oder Blasen, das dem Angriff vorangeht, ist ein Drohlaut, den das Nashorn ausstößt,

wenn es einen Feind oder auch einen Artgenossen in der Nähe entdeckt oder vermutet. Auf das Drohen muß keineswegs der Angriff erfolgen. Das Nashorn kann auch jetzt noch fliehen und tut es in vielen Fällen. Wenn das Nashorn kämpft, zieht es die Lippen zurück und legt die schräg nach vorn gestellten unteren Schneidezähne frei. Blitzschnell schlägt es den Kopf nach der Seite und reißt mit den schaufelförmigen Schneidezähnen tiefe Wunden. Es kann aber auch schnappen und beißen. Die meisten Narben, die von den Kämpfen der Nashörner untereinander herrühren, sitzen an dem Nackenpanzer und an den hinteren Oberschenkeln in der Nähe des Afters. Diese Höhe könnte das Horn des Nashorns nie erreichen, es sei denn, daß sich die Kämpen auf den Hinterfüßen aufrichten und nach hinten fallenlassen würden, was natürlich undenkbar ist.

Welche Aufgabe das Horn hat, kann ich nicht sagen. Es könnte angenommen werden, daß die Nashornmütter ihre Jungen, die bei den Wanderungen durch den Wohnbereich in fünfundsiebzig Prozent der von uns beobachteten Fälle vor der Mutter herliefen, mit dem Horn durch leichte Stöße in die gewünschte Richtung lenken. Wir sahen oft Mütter mit ihren Kälbern, konnten aber nie feststellen, daß die Nashornkühe ihre Kinder auf die beschriebene Weise dirigierten, auch auf der Flucht nicht. Wenn eine Nashornmutter mit ihrem Kalb die Flucht ergriff, begann immer das Kalb zuerst zu fliehen. Während die Mütter uns noch schnaubend androhten und Witterung zu bekommen versuchten, stellte sich das Kalb schon in Fluchttrichtung auf, also den Kopf der nächsten Elefantengraswand zugewandt, und wartete, bis die Mutter sich auch umdrehte. Im gleichen Augenblick begann es schon zu fliehen. Es hatte also immer Vorsprung. Da es nicht so schwer wie die Mutter war, sank es auch nicht so tief im Sumpf ein und erreichte deshalb immer einige Meter vor der Mutter das schützende Dickicht. Bei der Flucht läuft das Kalb also stets vor der Mutter her. Beim Angriff dagegen schließt es sich so dicht an die Mutter an, daß wir sogar von unserer hohen Warte aus nur den hinteren Teil des Tierchens sehen konnten. Es nahm eben volle Deckung.

Aber die Streifzüge durch das Sumpfsgebiet von Baguri haben noch andere wertvolle Aufschlüsse gebracht. Die Begegnung mit den neun im See dicht beieinanderliegenden Panzernashörnern hat gezeigt, daß diese Riesen nicht immer untereinander so unverträglich sind, wie man es ihnen nachredet und wie auch wir es bis heute geglaubt haben. Die Suhle und das Bad sind offensichtlich gemeinsamer Besitz, der gegenüber dem Artgenossen nicht verteidigt wird. Wir hatten sogar das Gefühl, daß die Panzernashörner hier die Berührung mit dem Artgenossen suchen und sich besonders wohl fühlen, wenn sie dicht nebeneinander liegen können, denn wie sollten wir uns anders die Tatsache erklären, daß sieben von den Nashörnern auf engem Raum zusammengedrängt lagen und nicht weit voneinander entfernt, was doch die Größe des Sees erlaubt hätte. Wir werden den Anblick der neun Riesen im Wasserhyazinthensumpf nie vergessen. Auch die erste Begegnung mit einer Elefantenherde in Ostafrika verblaßt gegen dieses Erlebnis. Wie ein Blick in die Urzeit war dieses gewaltige Bild, das sich unseren Augen darbot.

Schließlich ist unsere Liste der „Nashornsprache“ in Baguri noch wesentlich ergänzt worden. Bisher bestand sie aus folgenden Lautäußerungen: Die Nashornmutter lockt ihr Junges durch Blöken, wie wir es wiederholt von der Mutter hörten, die nach ihrem Kalb, das in die Fanggrube gefallen war, rief. Wenn Nashörner drohen, geben sie ein Schnauben von sich. Es entsteht, indem Luft durch das geschlossene Maul ge-

blasen wird. Wollen sie ihre in der Nähe befindlichen Artgenossen auf eine Gefahr aufmerksam machen, so grunzen sie kurz und abgehakt wie ein Gnu. Diese Laute stoßen sie auch auf der Flucht aus. Wird eine Nashornkuh in der Brunstzeit von einem Bullen getrieben, so gibt das Weibchen ein hohes, wieherndes Fiepen von sich, während der Bulle einen langen Grunzlaut hören läßt, den er auch ausstößt, wenn er einen fliehenden Rivalen verfolgt. Der Verfolgte läßt in diesem Falle ein langes Fiepen hören, das immer in gleicher Tonhöhe bleibt und sich darin von dem Fieplaut der getriebenen brünstigen Kuh unterscheidet. Zu diesen sechs verschiedenen Lautäußerungen konnten wir nun noch den schnurrenden Laut als Kontaktlaut hinzuschreiben, den der Nashornbulle ausstieß, als er um freundliche Aufnahme in der Suhle bat und ihm alle seine Artgenossen mit demselben Laut antworteten. Dieses Schnurren oder Blubbern ist am besten mit dem Laut zu vergleichen, der entsteht, wenn man mit einem Schlauch unter Wasser Luft ausbläst. Manche der im Wasser liegenden Panzernashörner erzeugten ihn auch auf diese Art und Weise. Sie bliesen unter Wasser Luft aus Mund oder Nase.

Wir sind mit unseren Beobachtungsergebnissen schon recht zufrieden. Das Notizbuch füllt sich. Mit jeder Eintragung werden uns die Panzernashörner in ihrem Verhalten verständlicher und liebenswerter. Bei dem Gedanken, daß noch vor wenigen Jahren Jäger nach Indien fuhrten, um Panzernashörner zu erlegen, ergreift uns ein Ekel. Wie kann ein Mensch mit dem Gewehr diesen friedlichen dickfelligen Gesellen auflauern und seine Freude darin finden, solche wirklich liebenswerten Wesen zu morden. Hätte er sich doch nur die Mühe gemacht, diese reizenden hilflosen Riesen einige Tage zu belauschen, ich bin überzeugt, er hätte das Gewehr nicht mehr auf die tollpatschigen Burschen anlegen können. Er wäre ohne Trophäe, aber mit dem glücklichen Gefühl nach Hause gefahren, einer der wenigen zu sein, die Einblick in das heimlichste Leben der letzten Urweltriesen auf unserer Erde haben durften.

Am Abend besucht uns Mr. Kalitta. Wir erzählen ihm von unseren Erlebnissen mit den Panzernashörnern von Baguri. Wir schildern ihm die Begegnung mit den neun friedlich in einem See badenden Rhinos, berichten von den Nashornangriffen und müssen versprechen, ihm aus Deutschland Abzüge der in Kaziranga aufgenommenen Tierfotos zuzusenden. Wir loben auch die Kunst des Kochs im Dak-Bungalow und die Aufmerksamkeit der dort beschäftigten Diener. Mr. Kalitta lächelt.

„Wenn er nur nicht so trinken würde. Er versteht seinen Beruf ausgezeichnet, aber er kann den Alkohol nicht meiden. Im vergangenen Jahr war er Koch vom Tourist Lodge Kohora, aber wir mußten ihn nach Baguri versetzen. Seitdem kocht unser ehemaliger Gärtner.“

Deshalb haben wir vier Wochen lang Hühnchen essen müssen! Ich möchte den Förster über die stümperhaften Kochversuche des ehemaligen Gärtners aufklären, aber dann erinnere ich mich der treuherzigen Augen unseres Koches, die uns fast täglich wortlos fragen: „Hat es geschmeckt?“ Ich schweige und lasse den Förster bei seinem guten Glauben und den Gärtner bei seinem neuen Beruf, der ihm soviel Freude macht.

Assam ist berühmt für seinen guten Tee. In Assam gewesen zu sein, ohne eine Teeplantage besichtigt zu haben, wäre eine grobe Unterlassungssünde. Der Manager des größten Teegartens von Kohora ist gern bereit, uns die Entwicklung des Tees von der Aussaat bis zur Ernte und von der Ernte bis zum versandfertigen schwarzen Tee vorzuführen.

Wir beginnen den Rundgang im Teekindergarten am Fuße der Mikirberge. In langen Beeten wachsen die zarten Jungpflanzen heran. Eine dicke Lage Stroh, die den Tee umschließt, verhindert das Austrocknen des Bodens und schützt die junge Saat vor den sengenden Sonnenstrahlen. Zwischen den schmalen Beeten stehen Sträucher und Bäume als Schattenspender. Im Teekindergarten werden zu diesem Zweck gern Leguminosen verwendet. Sie sind schnellwüchsig und verbessern den Boden, denn ihre Wurzelknollen produzieren Stickstoff.

Langsam wächst der Tee heran. Fleißige Hände zupfen das Unkraut aus, lockern den Boden und besprühen die jungen Pflanzen mit einem chemischen Bekämpfungsmittel gegen die „rote Spinne“ und andere Schädlinge. Nach zwei Jahren werden die Teepflanzen in vorbereitete Plantagen umgesetzt. Im Schatten hoher Bäume entwickeln sie sich in weiteren drei Jahren zum ertragsreifen Teestrauch. Fünf Jahre vergehen von der Aussaat bis zur Ernte. In dieser Zeit hat die Pflanze eine Höhe von 1 Meter bis 1,20 Meter erreicht. Sie würde weiterwachsen und sich zu einem stämmigen Bäumchen entwickeln, wenn der Mensch sie nicht bei jeder Ernte kupieren würde, denn er entfernt die zarten grünen Triebe, um sie in schwarzen Tee zu verwandeln.

Wir gehen durch die Plantage und freuen uns an den kräftigen, gesunden Pflanzen. Die regenreichen letzten Wochen haben ihnen gutgetan.

„Vorsicht!“ mahnt unser Begleiter. „Bitte schauen sie immer auf den Weg. Es gibt viele Schlangen in der Plantage. Vor einem Monat ist eine Teeplückerin von einer Kobra gebissen worden. Als sie den Arzt aufsuchte, war es schon zu spät, denn das Gift der Kobra wirkt schnell.“

In der großen Plantage zwischen der Hauptstraße und unserem Bungalow beginnt heute die Tee-Ernte. Viele fleißige Frauen und Mädchen gehen langsam durch die Reihen der Teepflanzen und zupfen mit geschickten Fingern die jungen Blatttriebe vom Strauch, die aus zwei entfalteten Blättern und einem zarten hellgrünen, noch zusammengerollten Blättchen bestehen. Die Pflückerinnen arbeiten unwahrscheinlich flink. Sie benutzen beide Hände und entleeren sie in einen großen Korb, der von einem Stirnband gehalten auf ihrem Rücken hängt. Wenn das Wetter unbeständig ist balancieren die Frauen zusammengeklappte schwarze Regenschirme auf ihren Köpfen. So haben sie, wenn der Regen kommt, den Schirm immer bereit, denn die Hände arbeiten, auf dem Rücken hängt der Korb, und an die Brust der verheirateten Frauen ist meist noch ein Baby gebunden. Obgleich sie im Akkord arbeiten müssen und jede Pflückerin bestrebt ist, möglichst viele Körbe zu füllen, finden sie trotzdem noch Gelegenheit für ein kleines Schwätzchen oder einen Scherz während der Arbeit. Eine gute Pflückerin erntet am Tage achtzig Pfund Blätter, das ergibt etwa achtzehn Pfund fertigen Tee. Es ist eine mühsame und anstrengende Beschäftigung, die mit einem Trinkgeld entlohnt wird.

Der Manager dieser Teeplantage, die wie die meisten anderen in englischem Besitz ist, lädt uns auch zu einem Besuch der Teefabrik ein. Zu ihr gelangen die gefüllten Körbe von allen Plantagen der Tee-Company. Die Teeblätter werden in einer großen luftigen Halle auf Drahtrosten zum Vortrocknen ausgebreitet. In wenigen Stunden haben sie bereits einen erheblichen Teil ihres Gewichts verloren. Sie sind zusammen-

Friedlich, wie die afrikanischen Flußpferde, liegen die sonst recht unverträglichen Panzernashörner dicht beieinander in den Seen am Ufer des großen Brahmaputra.





gefallen und sehen grau und unansehnlich aus wie verwelkter Spinat. Im Inneren des Fabrikgebäudes rattern die Maschinen. Ein strenger säuerlicher Geruch liegt in dem Raum, wo die vorgetrockneten Teeblätter gerollt werden. Der erste Rollkessel macht die Blätter zwischen gleichmäßig rotierenden Eisenblöcken gefügig. Der zweite Rollkessel verwandelt sie unter starkem Druck in kleine Röllchen. Dunkelbrauner Saft sickert aus der Maschine und läuft in eine Wanne. Dieser Teesaft wird in den Textilfabriken als Farbstoff verwendet. Im Nebenraum schlägt uns ein angenehm würziger Duft entgegen. Auf dem blanken Zementfußboden liegt zu Beeten angeordnet graugrüner gerollter Tee und wird in genau festliegender Zeit bei entsprechender Temperatur und Luftfeuchtigkeit fermentiert. Dieser Prozeß bestimmt in entscheidendem Maße die Qualität des Tees. Nachdem die Blätter im Fermentierungsraum eine annähernd gleichmäßig braune Farbe erhalten haben, werden sie unter Hitzeeinwirkung auf Rüttelrosten gedörft. Schwarz, klein und herb duftend, verlassen sie die Maschine. Wie Kohlenberge erheben sich die schwarzen Kegel des fertigen Tees auf dem Zementboden. Die Arbeiter steigen mit nackten Füßen darüber hinweg. Wieder gelangt der Tee auf Rüttelsiebe, um nach Größe sortiert zu werden. Fünf Größen unterscheidet die Maschine. Die größten Blätter, die auf dem obersten Rost liegenbleiben, sind fast anderthalb Zentimeter lang. Was durch das engmaschigste untere Sieb hindurchfällt, ist nur noch Staub. Die Qualität des Tees ist jedoch nicht von der Größe seiner Blätter abhängig. Darüber entscheiden nicht mehr Maschinen, sondern die Geschmacksnerven und das Auge des Menschen. Wir werden zu einer Teeprobe eingeladen. Das Teekosten wird sehr ernst genommen. Es herrscht feierliches Schweigen. Auf einem Tisch stehen fünf weiße Töpfchen, und in fünf kleinen Holzkästchen befinden sich die fünf verschiedenen Teesorten, die während des heutigen Tages gewonnen worden sind. Ein Arbeiter wiegt von jeder Sorte ein bestimmtes Quantum, etwa einen gehäuften Teelöffel voll, ab und schüttet es in die Töpfe. Er hebt den Kessel mit dem sprudelnd kochenden Wasser vom Feuer, bedient die Stoppuhr und gießt den Tee auf. Kleine weiße, mit einem winzigen Loch versehene Deckel verschließen die Töpfe. Nach genau fünf Minuten werden die Töpfchen auf Teetassen gestürzt und bleiben so lange auf den Tassen stehen, bis das letzte Tröpfchen Tee herausgeronnen ist. Goldbraun und duftend wartet das Getränk auf die kritische Prüfung. Jeder der Anwesenden nimmt einen kleinen Schluck, bewegt ihn schnell im Munde, speit ihn aus und kostet nacheinander Sorte auf Sorte. Mir gelingt es nicht, den Tee wieder auszuspeien. Wenn ich ihn im Mund bewege, rinnt er mir wie von selbst die Kehle hinunter. Als mich der Manager fragt, welcher Sorte ich den Vorzug geben würde, muß ich mich der Stimme enthalten, weil das Schlucken des Tees das Unterscheidungsvermögen trübt. Aber nicht nur der Geschmack, sondern auch die Farbe des Getränkes und das Aussehen des Teesatzes sind von großer Bedeutung. Der Tee soll von angenehm bitterem Geschmack sein. Er muß eine kräftige goldbraune Farbe haben, und die Farbe der aufgeschwemmten Teeblätter soll gleichmäßig braun sein.

Nach sorgfältiger Prüfung erhält der Tee seinen Gütevermerk. Er wird in leichte Kisten verpackt und tritt seine Reise in die Welt an.

Nur widerstrebend steigt das Panzernashorn aus seinem lehmigen Schlammbad. Unser Elefant hat es in seiner Ruhe gestört und dem Mahaut macht es Freude, die Panzernashörner aufzuscheuchen. Er ist stolz auf seinen gehorsamen, tapferen Elefanten.

Heute, am 14. April, geht das alte indische Jahr zu Ende. Es ist ein Feiertag, der den Haustieren gilt. Sie brauchen heute den Pflug nicht zu ziehen und werden mit einer Extraportion Futter für ihre Arbeit im vergangenen Jahr belohnt. Der erste Tag des neuen Jahres aber gilt den Menschen. Die Frauen braten und backen und bereiten ein festliches Mahl. Der Reisbierkrug wandert von Mund zu Mund. Überall begegnen wir frohgestimmten Menschen. An der Hauptstraße haben sich junge Burschen eingefunden und schlagen die Trommel. Ihre Instrumente besitzen die Form schlanker Fässer. Sie sind sehr leicht und werden mit den Fingern oder mit Holzklöppeln geschlagen. Um den Bauch der Trommel ist ein buntes Tuch gewickelt. Es soll ihren Klang dämpfen. Einer der Burschen besitzt eine Trommel in der Form eines Kartoffelkorbes. Sie ist mit Büffelleder bespannt, aber der Junge schlägt sie, als sei das Trommelfell aus Elefantenhaut. Kraftvoll sausen die Schlegel auf das gespannte Fell und entlocken dem Instrument dumpf dröhnende Laute. Sie ertönen in einem interessanten, kompliziert aufgebauten Rhythmus, dessen Gesetzmäßigkeit nicht sofort zu erfassen ist. Er erinnert stark an ostafrikanische Trommelrhythmen. Die Männer fangen an zu singen. Ihre Stimmen sind rau, aber sie singen mit Inbrunst. Ihre Augen sind halb geschlossen. Die Umwelt scheint für sie nicht mehr vorhanden zu sein. Viele Zuhörer versammeln sich um die Trommler: Frauen in hellfarbenen Saris, mit klirrenden Armreifen und goldenen Perlen im Nasenflügel, Männer, mit Hacken in den Händen, die ihre Feldarbeit unterbrochen haben, kleine Mädchen, die ihre noch jüngeren Geschwister im Hocksitz auf der Hüfte tragen, und Knaben, die mit blitzenden Augen den Tanz der Finger auf den Trommeln verfolgen. Die Aufmerksamkeit der Kinder pendelt zwischen den Musikanten und uns hin und her; denn die Kameras sind für sie ebenso interessant wie die dröhnenden Trommeln. Sie stehen in engem Kreis um uns herum und verfolgen jede Bewegung. Wenn wir aber von den Kameras aufschauen, weichen sie scheu zurück und verbergen sich hinter den Erwachsenen.

Die Trommeln werden lauter, und der Rhythmus wird eindringlicher. Von den Gesichtern der Sänger perlt Schweiß. Sie haben sich ganz dem Gesange hingegeben. Immer schneller schlagen ihre Finger auf die Trommeln, immer flinker hüpfen die Schlegel auf der Büffelhaut. Dann bricht der Gesang unvermittelt ab, während die Rhythmen der Trommeln immer stärker anschwellen, sich überstürzen und ebenso jäh enden. Nicht lange ruhen die Hände der Burschen. Ein junger dunkelhäutiger Mann mit breiter Nase und vollen wulstigen Lippen rührt schon wieder die Trommel. Er schlägt ein paar Takte, dann wirft er den Kopf zurück und beginnt mit Inbrunst das nächste Lied. Er ist von allen Musikanten am meisten bei der Sache. Aber seine Leidenschaftlichkeit, die sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht widerspiegelt, überträgt sich auf seine Gefährten. Sie fallen in seinen Gesang ein. Die Trommeln dröhnen wieder und locken eindringlich und erregend. Das wilde Spiel nimmt uns gefangen. Von Lied zu Lied gefällt uns die fremdartige Musik besser. Unsere Kameras ruhen im Schoß. Ein solches Erlebnis läßt sich mit Bildern nicht festhalten. Stundenlang sitzen wir bei den Trommlern, bis sie erschöpft und heiser ins Dorf zurückkehren.

Der Kreis der Zuhörer verzieht sich schnell. Die Männer widmen sich wieder ihrer Feldarbeit. Die Frauen richten ihren Sari, ziehen ihn über ihr glattes schwarzes Haar, wie es die Sitte den Verheirateten vorschreibt, und gehen in die Häuser zurück, aus denen sie das Spiel gelockt hat. Die kleinen Mädchen erinnern sich wieder ihrer Pflichten. Sie setzen ihre Geschwisterchen auf die andere Hüfte, spielen mit ihnen und

küssen sie, als müßten sie versäumte Zärtlichkeiten nachholen. Einige Knaben laufen den Musikern nach. Sicherlich haben sie den Wunsch, eine Trommel zu besitzen und sie später einmal ebenso meisterhaft zu schlagen wie die jungen Burschen.

Ein alter Mann mit grauem Stoppelbart und langem, weißem Haar bleibt bei uns zurück und wartet, bis wir die Kameras, Filme und Teleobjektive verpackt haben. Er wackelt vergnügt mit dem Kopf, zwinkert uns vertraulich zu und bewegt seine Hände, als schüge er eine Trommel. Der seltsame Alte bearbeitet mit Eifer das imaginäre Instrument. Seine Augen sind geschlossen. Seine Lippen bewegen sich. Er singt leise vor sich hin. Es ist ein tragisch-komisches Schauspiel, das der Greis uns bietet. Man weiß nicht, ob man über ihn lachen oder ihn bedauern soll. Vielleicht war er in seinen Jugendjahren ein guter Trommler. Durch das hohe Alter geistig wieder zum Kinde geworden, spielt er noch einmal seine alte Rolle. Plötzlich bricht er die Pantomime ab. Er starrt uns geistesabwesend an, dann verzieht sich sein Gesicht zu einem breiten Lächeln, und schließlich kichert er still in sich hinein. Mit großer Geste hebt er die Rechte grüßend zur Stirn und verabschiedet sich von uns mit „Salaam!“

Wir gehen zum Bungalow zurück. Die Sonne strahlt auf das Land herab und überflutet es mit Hitze und Helligkeit. Es ist sinnlos, für den Nachmittag einen Reitelefanten zu erbitten. Kein Mahaut wäre bereit, uns am Vortag des neuen indischen Jahres in den Dschungel der Panzermashörner zu führen. Heute arbeitet nur, wer unbedingt arbeiten muß. Die anderen vergnügen sich bei Bier, Gesang und Trommelschlag. Sie feiern und vergessen dabei für zwei glückliche Tage Armut und Alltag.

Wir ordnen das Filmmaterial, entstauben die Kameras und Teleobjektive, lüften unsere im Koffer aufbewahrte Kleidung und waschen schmutzige Wäsche. In drei Tagen wollen wir Kaziranga verlassen, um nach Gauhati zu fliegen. Dort soll, wie uns ein junger Teepflanzer berichtete, auf einer kleinen Insel im Brahmaputra eine große Horde von Gibbons leben, die man mühelos beobachten kann, weil sie an die Insel gebunden ist. Wir freuen uns, die Beobachtungen an den langarmigen Affen, die wir im unzugänglichen Mikirbergwald vergeblich zu belauschen suchten, nun doch noch durchführen zu können. Wolfgang hat die Fotoapparate und sämtliche Objektive auf dem Feldbett ausgebreitet und müht sich pustend, putzend und pinselnd, Sand, Staub und Asche zu entfernen. Ich wühle in Bergen von Seifenschäum, reibe, spüle und wringe, spanne Leine und dekoriere Bad und Zimmer mit Hosen, Hemden, Taschentüchern und Strümpfen. Das seit Wochen ungewohnte Tragen eines Kleides regt mich zu fraulichen Beschäftigungen an. Ich stopfe Strümpfe, nähe Knöpfe an, feile meine Nägel und überziehe sie mit frischem Lack, zupfe Augenbrauen und färbe den Mund rot. Als ich mein Spiegelbild betrachte, muß ich lächeln. Ein buntes Hemd und lange Hosen passen besser zu meiner dunkelbraunen Haut und der kurzen glatten, aber für das Expeditionsleben zweckmäßigen Männerfrisur als ein schmeichelndes Perlonkleid. Das Gehen auf Pfennigabsatzschuhen muß ich erst wieder lernen. Meine Füße haben sich während der letzten Wochen an das Tragen schwerer Wanderschuhe gewöhnt. Aber ich muß den Rest des Tages in dieser für den Dschungel unpassenden Kleidung verbringen, denn mein Tropenanzug hängt gewaschen auf der Leine, und die Sportschuhe klemmen unter den Füßen meines Bettes. Das feuchte Klima Assams hat die Sohlen aufgeweicht. Jetzt muß der „Alleskleber“ den Schaden heilen.

Als wir endlich mit unseren Arbeiten fertig sind, trinken wir Tee, beschenken den Boy, der heute arbeiten muß, mit Zigaretten und setzen uns auf die Veranda, um Briefe zu schreiben und den verliebten Staren, die sich im Gebälk des Bungalows

eine Kinderstube eingerichtet haben, bei ihrem zärtlichen Tun zuzuschauen. Unser Etagenhund liegt uns zu Füßen und schläft. Sein Kopf ruht auf meinem Schuh. Dicke Käfer brummen an uns vorbei. Eine Bachstelze trippelt, mit dem langen Schwänzchen wippend, auf dem Geländer entlang. Die Mynastare zwitschern, quarren, schnalzen und tirilieren. Papageien kreischen, zetern und schreien. Trommeln tönen von ferne, und aus den Hütten der Forstarbeiter klingt Lachen und lautes Geschwätz. Man spürt es, daß heute Feiertag ist. Wir erleben ihn nur als Zaungäste.

Der Tag geht zur Neige. Schnell wandert die Sonne über den Sumpf und senkt sich als roter Feuerball auf den Brahmaputra herab. Vergebens halten wir nach den Elefanten Ausschau, die zu dieser Zeit auf der Forstation ihre Reisportionen in Empfang nehmen. Sie haben heute nicht gearbeitet und verlieren damit auch ihren Anspruch auf die süße und nahrhafte Leckerei. Die grauen Riesen stehen angekettet auf ihren Schlafplätzen. Mit dem Fernglas können wir sie gut beobachten. Sie lassen ihre Rüssel zwischen den Vorderbeinen pendeln, fegen mit ihnen die Erde, benutzen sie als Fliegenwedel oder saugen damit die Witterung ihrer Mahauts ein, die wenige Meter von ihnen entfernt vor der Hütte sitzen und schwatzen. Hinter dem Schlafplatz der Arbeitselefanten weht an einer langen Stange ein weißes Fähndchen. Dort ist das Grab Akbars, den seine Mahauts nie vergessen werden. Sein Ruhm wächst von Jahr zu Jahr, denn die Phantasie seiner Freunde ist groß. Schon muten die Berichte über seine Taten wie Fabeln an. Selbst Mohan, der tapferste und stärkste der Arbeitselefanten von Kohora, kann einem Vergleich mit seinem berühmten Vorgänger nicht standhalten.

Im Dorfe flammen die ersten Lichter auf. Brummend springt die Lichtmaschine an, die den Bungalow während der Nacht mit elektrischem Strom versorgt. Wir bleiben im Dunkeln sitzen und horchen auf das Tam-Tam der Trommeln und den monotonen Gesang der Menschen im Dorfe. Aus allen Himmelsrichtungen dringt Trommelschlag zu uns. Wie ein Signal springen die Rhythmen von Dorf zu Dorf. Wird eine Gruppe von Trommlern müde, übernimmt eine andere ihre Aufgabe. Die Trommeln verstummen auch während der Nacht nicht. Ihr Schlag ist das letzte Geräusch, das wir im Einschlafen vernehmen.

Am ersten Tag des neuen indischen Jahres wollen wir nach Garampani fahren. Schon vor einer Woche haben wir einen Wagen bestellt, der uns dorthin bringen soll. Aber der Wagen kommt nicht. Durch schlechte Erfahrungen wise geworden, haben wir uns gestern noch einmal erkundigt, ob die Fahrt auch wirklich stattfinden kann. Aber Zusicherungen ersparen dem Gutgläubigen in Indien keine Enttäuschungen. Verabredungen darf man nicht zu ernst nehmen. Wir warten eine Stunde. Wir laufen ungeduldig hin und her. Wir schimpfen und halten Ausschau. Nach der zweiten Stunde vergeblichen Wartens werden wir ruhiger. Wir setzen uns vor dem Bungalow auf den Rasen und behalten die Straße, auf der das Auto kommen muß, im Auge. Schon schwindet alle Hoffnung; doch nach der dritten Stunde vergeblichen Wartens geschieht das Wunder. Von der Hauptstraße biegt ein Wagen ab. Gefolgt von einer mächtigen Staubwolke, nähert er sich ächzend und knatternd dem Bungalow. Es ist wahrhaftig unser Auto. Der junge Chauffeur erklärt uns lächelnd, daß der Fahrer, der den Wagen ursprünglich steuern sollte, nicht mehr fähig sei, ein Lenkrad zu halten. Er habe während der ganzen Nacht gefeiert und müsse jetzt schlafen. Wir brechen sofort auf. Der Chauffeur gibt Gas und rast mit uns davon. Die Nadel am Tachometer schlägt zitternd aus und bleibt bei 105 stehen. Es ist

Wahnsinn, auf Dorfstraßen, die von Mensch und Tier belagert werden, mit 105 Stundenkilometern Geschwindigkeit dahinzurasen. Aber durch ununterbrochenes lautes Hupen erreicht es unser Fahrer, daß sich auf der Straße schlafende Hunde im letzten Augenblicke erheben und mit eingekniffenen Schwänzen in den Straßengraben springen, daß Mütter ihre Kinder von der Straße zerren und auch die Kühe zeitig genug das Feld räumen. In allen Dörfern sehen und hören wir Trommler. Sie rüsten sich für den großen Feiertag. Teegärten säumen die Straße und vermitteln uns einen kleinen Eindruck von der Bedeutung des Tees für Assam. Nach zwei Stunden treten die Teegärten zurück. Rhododendron-Dschungel bedecken das fruchtbare Land. Nach einer weiteren Stunde erreichen wir Garampani, einen im feuchtheißen dichten Regenwald gelegenen Dak-Bungalow. Der Förster stellt uns einen jungen Guide zur Verfügung, der uns in das Innere des Bergdschungels führen soll. Unser Weg führt an einem dampfenden kleinen See vorüber. Es ist eine heiße Schwefelwasserquelle. An verschiedenen Stellen des natürlichen Bassins sprudelt heißes Wasser hervor. Am Rande des Teiches, wo sich das Wasser schon erheblich abgekühlt hat, weist es immer noch eine Temperatur von fünfzig Grad auf. Die heißen Quellen von Garampani sollen Hautkrankheiten heilen. An manchen Tagen ist das Ufer des kleinen Sees von Kranken dicht belagert.

Wir dringen auf einem schmalen Pfad in den Urwald ein. Kaum ein Sonnenstrahl berührt den Boden zu unseren Füßen, denn die Kronen der Baumriesen bilden ein dichtgeschlossenes Dach. Der Pfad durch diese Wildnis gleicht einem engen Tunnel. Es gibt kaum einen Baum, dessen Stamm nicht von Schlingpflanzen umschlungen ist und in dessen Astgabeln sich keine Orchideen oder andere Epiphyten angesiedelt haben. Als grotesk verschlungene Riesenarme hängen die Lianen von den Bäumen herab. Die Luft steht feucht, heiß und drückend in diesem Wald. Wasser rinnt von den Pflanzen und macht den schweren Boden zu einem zähen Brei, auf dem das welke Laub klebt, das als dicker Teppich die Erde bedeckt. Alle vier Jahreszeiten erlebt man im Dschungel am gleichen Ort zur gleichen Zeit. Da ist ein Baum, an dessen Zweigen dicke gelbe Blütenbüschel sitzen, die einen betäubenden Rosenduft verbreiten. Bienen summen und tragen geschäftig Honig ein. Kleine weiße, an einem Strauch wachsende Blüten duften aufdringlich süß wie ein billiges Parfüm. Zarte, frische grüne Blätter drängen sich überall hervor. Dicke stachelige Früchte hängen reif und schwer am Baum. Die Blätter eines anderen Urwaldriesen färben sich bunt und fallen schaukelnd vom Baum. Saurer Modergeruch steigt von dem faulenden Laub auf, durch das schleimige Pilze ihre Köpfe stoßen. Keimen, Wachsen, Blühen, Fruchttragen und Sterben, dieser ewige Kreislauf der Natur vollzieht sich im Dschungel auf engstem Raum zur gleichen Zeit.

Unser kaum fußbreiter Weg verzweigt sich fortwährend. Wir wandern auf Tierwechsell, aber das elastische Laubpolster hat keine Fährte aufgenommen, die uns verraten könnte, welche Tiere vor uns den Pfad benutzten. Ein Graben durchzieht den Wald. Auf seinem Grund fließt träge schlammiges Wasser. Wir müssen ihn überqueren. Unser Führer wadet mit seinen nackten Füßen schnell durch das gelbe Wasser und erwartet uns am anderen Ufer. Uns dient ein halbverfallener Baumstamm als Brücke. Wir hängen Taschen und Fotoapparate um den Hals und balancieren, einen Ast als Stütze benutzend, über den morschen Steg. Das rasselnde Geräusch eines Weckers dicht neben mir läßt mich zusammenfahren. Ein unscheinbarer Vogel erhebt sich aus dem Gebüsch und flattert davon. Zikaden singen wie Kreissägen: laut,

schrill und pausenlos. Der Dschungel von Garampani ist höher, dichter und gewaltiger als die Wälder von Kohora. Er wirkt beklemmend durch seine Dusterheit, Schwüle und Unübersichtlichkeit. Ohne Führer würden wir in diesem Gewirr von Pflanzen und Pfaden vergeblich nach einem Weg suchen, der uns zur Straße zurückführt.

Plötzlich öffnet sich vor uns eine Lichtung. Ein Fluß plätschert über Kaskaden von Felsblöcken und ergießt sich in ein breites, von Gräsern und blühenden Sträuchern gesäumtes Bett. Wir springen über Steine, weichen schlammigen Tümpeln aus und klettern auf eine große, vom Wasser glattgeschliffene Steinplatte, die weiß in der Sonne glänzt und uns einlädt, im Fluß auszuruhen. Der aufdringliche Duft blühender Sträucher und Bäume lockt Schmetterlinge, Käfer, Fliegen und Bienen zu Tausenden herbei, die sich mit Eifer der süßen Beute annehmen. Kleine bunte Vögel machen Jagd auf die Insekten. Rote Libellen mit zarten, glasigen Flügeln, in denen alle Farben des Regenbogens schimmern, verharren regungslos auf Grasstengeln, die sich über das Wasser neigen. Auf den nassen Steinen am Uferstrand sitzen dicht aneinandergedrängt farbenprächtige Schmetterlinge der verschiedensten Arten. Die an den Steinen haftende Feuchtigkeit genügt den herrlichen Papiliofaltern, ihren Durst zu stillen.

„Sir!“ ruft unser Guide und deutet aufgeregt auf Wolfgangs Bein.

„Litschi, oh bad litschi!“ Von Wolfgangs Unterschenkel sickert eine hellrote Blutspur über den Strumpf hinweg in den Schuh. Ein Blutegel hat Wolfgang angezapft, ohne daß er es bemerkte. Die Wunde ist kreisrund und hat den Durchmesser eines Bleistifts. Blutegel produzieren ein Sekret, das die Blutgerinnung verhindert. Es wird also noch eine Weile dauern, bis sich die Wunde schließt.

Im Ufersand finden wir die Trittsiegel wilder Elefanten. Sie haben sich tief in den gelben Lehm Boden eingepreßt und sind mit Wasser gefüllt. In den kleinen Tümpeln zappeln langschwänzige schwarze Kaulquappen. Die Natur benutzt im Urwald jede Möglichkeit, das Leben zu vermehren.

Unsere Hoffnung, Gibbons zu sehen, erfüllt sich nicht. Die Sonne steht schon zu hoch. Vor drei Stunden wären unsere Aussichten, in diesem grünen Pflanzenparadies auf Tiere zu treffen, größer gewesen. Trotzdem bereuen wir nicht, in Garampani gewesen zu sein. Wir kehren nach Kohora zurück.

Am Abend erreichen wir den Bungalow. Mr. Kalitta erwartet uns. Freundlich kommt er uns entgegen.

„Würden sie heute abend auf Huhn verzichten“, fragt er lächelnd. „Ich habe den Koch beurlaubt und möchte sie bitten, meine Gäste zu sein.“ Gern sagen wir zu. Haben wir doch damit die Gelegenheit, einen indischen Haushalt und eine echt indische Mahlzeit kennenzulernen. Der Förster bittet uns, kein Festmahl und keine besonderen Delikatessen zu erwarten. Er sei nur ein einfacher Mann mit bescheidenem Einkommen. Auch sei das Haus in diesem Jahre noch nicht vorgerichtet worden.

Kalitta weist uns mit der Taschenlampe den Weg zu seinem Bungalow. Dunkle Wolken jagen über den Himmel. Wir treten in Kalittas Haus und stehen sofort in der Stube, denn einen Vorsaal gibt es nicht. Eine an der Decke befestigte Glühlampe erhellt den Raum, in dem ein Tisch mit drei Stühlen steht. Drei Teller und drei Wassergläser stehen auf dem blütenweißen Tisch Tuch. Auf dem Zementfußboden liegt eine Bastmatte. Eine kleine Kommode, eine Waschkübel und eine Wasserkanne vervollständigen die Einrichtung des Zimmers. Wo ist Frau Kalitta? Warum

ist nur für drei Personen gedeckt? Bevor wir die Frage stellen können, erklärt Kalitta: „Meine Frau wird gleich kommen und uns bedienen, denn wir haben keinen Diener. Aber mit uns essen wird sie nicht. Das ist bei uns nicht üblich. Auch wenn wir keine Gäste haben, nimmt meine Frau nicht neben mir am Tische Platz. Sie reicht mir die Speisen, füllt Wasser in die Waschkübel und nimmt ihre Mahlzeiten stets in der Küche ein.“ Ein Gecko, der dem Förster mit laut keckernder Stimme ins Wort fällt, lenkt unsere Blicke auf die Wand. Die Echsen halten mit großen Augen nach Insekten Ausschau. Fünfundzwanzig Geckos jagen an den Wänden des kleinen Zimmers. Das ist ein gutes Omen für seine Bewohner.

Frau Kalitta bringt uns das Essen. Verlegen lächelnd stellt sie Wolfgang die dampfenden Schüsseln vor den Teller. Dann bedient sie ihren Mann, der aber zuerst mir die Schüsseln zuschiebt. Es gibt trockenen körnigen Reis, Dhalsoße, gewürfelt gebratenes Hammelfleisch, Mango-Chutney, rohe und gebratene Zwiebelringe, Melonenstückchen und Tomatenscheiben. Der Reis ist Hauptbestandteil der Mahlzeit. Man vermischt ihn mit Dhal, verteilt die anderen Zutaten rings um den Reisberg und nimmt nach Belieben einmal Reis mit Zwiebeln, Reis mit Fleisch oder Reis mit einer der anderen süßen oder sauren Beigaben. Das Besteck wird durch die Fingerspitzen der rechten Hand ersetzt. Die „unreine“ Linke verbirgt man unter dem Tisch. Frau Kalitta wartet an der Tür, bis wir den ersten Bissen in den Mund gesteckt haben. Ihr Mann fragt uns, ob es schmeckt und übersetzt unser Lob seiner Frau, die darauf zufrieden in der Küche verschwindet. Es schmeckt wirklich köstlich. Jedes Gericht ist sorgfältig gewürzt. Das Fehlen des Bestecks gibt der Mahlzeit für uns einen besonderen Reiz. Schon nach kurzer Zeit gebrauchen wir unsere Finger so geschickt, daß kein Reiskörnchen mehr auf den Teller zurückfällt und unser Mund so sauber bleibt, als hätten wir mit der Gabel gegessen. Während wir schon in früher Kindheit dazu erzogen werden, geräuschlos zu essen, verletzen Schlürfen und Schmatzen in Indien durchaus nicht den guten Ton.

„Auf diese Weise schmeckt man besser“, sagt der Inder, und man kann diese Behauptung nicht von der Hand weisen. Längst haben wir uns abgewöhnt, fremde Menschen und ihre Sitten nach europäischen Maßstäben zu messen oder gar zu verurteilen. Wir hoffen, daß wir als Fremde in diesem Land eine Art Narrenfreiheit besitzen, denn uns unterlaufen in Unkenntnis indischer Sitten und Bräuche fast täglich große Fehler, die als Böswilligkeiten oder Beleidigungen aufgefaßt werden könnten. So ist es für einen im alten Hindubrauch erzogenen Mann eine gesellschaftliche Unmöglichkeit, eine Frau auf der Straße um eine Auskunft zu bitten. Noch schlimmer ist es, ihr aus dem Auto oder aus dem Boot zu helfen. Sollte er es wagen, ihr in der Straßenbahn seinen Sitzplatz anzubieten, muß er mit Beleidigungen rechnen. Haben wir nicht schon oft versehentlich Inder mit der linken Hand berührt oder ihnen irgendeinen Gegenstand mit dieser „unreinen“ Hand gereicht? Verletze ich als Frau nicht täglich den Anstand, wenn ich Seite an Seite mit meinem Mann laufe, wenn ich anderen Männern bei der Begrüßung die Hand biete, wenn ich mich unaufgefordert an den Gesprächen beteilige? Wir haben keinen Grund, an den Gewohnheiten fremder Völker Anstoß zu nehmen, denn nichts ist so relativ wie Sitte und Anstand.

Unser Teller ist leer. Wir sind gesättigt. Aber jetzt serviert Frau Kalitta ein süßes Reisgericht. Damit wir unseren Freund nicht enttäuschen, leeren wir auch noch diesen Teller, obwohl unsere Mägen prall gefüllt sind. Auf einen geheimen Wink er-

scheint wieder die Frau und stellt kleine Schalen mit selbstbereitetem Joghurt vor uns auf den Tisch. Unsere Finger bewältigen auch diese halbflüssige Speise. Nur unser Magen fühlt sich nicht wohl. Nach der kargen, einseitigen Kost der letzten Wochen ist er einem solchen Großangriff gegenüber nicht gewappnet. Der Hausherr erhebt sich, nimmt einen Schluck Wasser, bewegt ihn im Munde und speit ihn zum Fenster hinaus. Dann beugt er sich über das Waschbecken, benetzt sein Gesicht und wäscht sich die Hände. Seine Frau reicht ihm das Handtuch.

„So waschen wir uns nach jeder Mahlzeit“, erklärt der Förster und empfiehlt uns, es ihm gleichzutun. Als wir wieder Platz genommen haben, serviert uns die Tochter des Hauses den Nachtisch. Er besteht aus Betel, Gewürznelken, Kardamom, Zimtrinde und Anis. Wolfgang nimmt sich ein paar Körnchen Anis. Mich lockt es, Betel zu probieren. Die meisten Inder sind der kleinen braunen Nuß verfallen. Ich lange nach dem grünen Blatt des Betelpfeffers, auf dem ein Häufchen geschnittene Betelnuß liegt, bestreiche es mit Kalk, rolle es zusammen und lasse das Paket im Munde verschwinden.

„Sie müssen gut kauen“, berät mich Mr. Kalitta und stopft sich ebenfalls eine Portion Betel in den Mund. Mein Gaumen, die Lippen — der ganze Mund brennen wie Feuer. Schweiß tritt mir aus den Poren, und die Augen füllen sich mit Tränen. Ich sperre den Mund auf, denn er ist heiß wie ein Backofen, und renne zur Tür. Spuckend und hustend bemühe ich mich, das ätzende, reizende und brennende Genußmittel wieder loszuwerden. Ich verwünsche meine Neugier. Nach einigen Minuten wage ich es, den Männern wieder unter die Augen zu treten. Mr. Kalitta bedauert, daß ich keinen Geschmack am Betel finden kann.

„Die Schärfe kommt nicht von der Nuß, sondern vom Blatt des Betelpfeffers“, belehrt er mich. „Sie sollten noch einmal Nuß ohne Blatt versuchen!“

Weil mein Mund von der beißenden Schärfe vorübergehend das Geschmacksempfinden verloren hat, kaue ich erst einmal Anis und knabber an einer Zimtstange herum, bis ich wieder Mut finde, Betel zu kosten. Ich nehme ein kleines Stück und zermahle es zwischen den Zähnen schnell zu Brei. Betelnuß schmeckt weder schlecht noch gut. Sie besitzt auch kein hervorstechendes Aroma und ist eher herb als scharf. Die Geschmacksnerven des Mundes werden von der Gerbsäure betäubt, daß man auch die Schärfe des Betelpfeffers nicht mehr spürt. Ich weiß nun, wie Betel schmeckt. Ich werde ihm nie verfallen.

Ein junger Mann betritt scheu den Raum und stellt einen Eimer mit frischem Wasser vor das Waschbecken. Kalitta ruft ihm einige Worte zu. Der Mann neigt demütig den Kopf und verschwindet.

„Mein jüngerer Bruder!“ erklärt der Förster beiläufig. „Er ist bei uns zu Besuch.“ Nach alter indischer Sitte ist der jüngere Bruder dem älteren Respekt schuldig. Stirbt der Vater, so übernimmt der älteste Bruder die Erziehung. Er kann seinen Geschwistern sogar verbieten, eine bestimmte Frau oder einen bestimmten Mann zu heiraten, und sie werden es nicht wagen, sich seinem Willen zu widersetzen. Niemals wird ein Knabe seinen älteren Bruder beim Namen nennen. Das wäre eine Respektlosigkeit, die unverzeihlich ist. Auch eine Ehefrau darf den Namen ihres Mannes nicht aussprechen.

Mit der Mutter äst das fast erwachsene Kalb. Noch ist auf seiner Nase nur ein kleiner Hügel zu erkennen, aus dem aber bald ein Horn herauswachsen wird. Bei jedem Schritt sinken die schweren Riesen tief in den mit Kräutern bestandenen Sumpf.





Wenn sie ein Kind geboren hat, nennt sie ihn einfach „Vater des...“ oder „Vater der...“. Die Vorbereitung für die Ehe beginnt für die Frau schon im Kindesalter. Sie lernt den absoluten Gehorsam gegenüber dem Vater und der Mutter. Sie wird dazu erzogen, Befehle widerspruchslos auszuführen. Die Eltern bestimmen auch, wen sie heiraten wird. Dem Ehemann zollt sie den gleichen Respekt wie früher ihren Eltern.

„Ich habe eine gute Frau“, sagt Kalitta. „Sie war dreizehn Jahre alt, als ich sie heiratete. Sie gebar mir zwei Söhne und eine Tochter und ist sparsam, fleißig und bescheiden. Sie klatscht nicht mit Nachbarinnen. Sie fragt mich nicht, wohin ich gehe, wenn ich eine Reise antrete, und nicht, woher ich komme, wenn ich nach langer Abwesenheit zurückkehre. Ich kann mich wirklich nicht beklagen.“

Als wir uns verabschieden wollen, verschwindet Kalitta im Nebenraum und holt ein Päckchen. Umständlich löst er die Verschnürung und wickelt ein weißes, seidenes, goldbesticktes Tuch aus dem Papier.

„Das ist für Mrs. Ullrich“, erklärt er feierlich. „An jedem Neujahrstag erhalten die Kinder Hemden und Schuhe und meine Frau einen Sari oder einen Rock. Ich habe heute meine Familie beschenkt. Ich möchte auch meinen Freunden eine Freude machen. Bitte nehmen sie es als kleine Erinnerung an Kohora, die Panzernashörner und an Kalittas.“

Es hat während der ganzen Nacht geregnet. Große Pfützen stehen auf den Wegen. Als sich die Sonne durch den grauen Dunst drängt, erheben sich Nebel aus der mit Feuchtigkeit gesättigten Erde. Unser Mynastar fliegt auf den Rand der Regenrinne und schnarrt sein Morgenlied. Wir erwärmen uns mit einer Tasse heißen Tee.

Unser letzter Ritt in das Reservat von Kaziranga soll uns zum Brahmaputra führen. Dort besteht die Möglichkeit, vorausgesetzt, das Glück ist uns hold, einem Tiger zu begegnen. Außerdem, so versichert uns der Förster, leben am Ufer des Riesenstromes die großen Salvator-Warane. Auch einige Verstecke von Riesenschlangen sind ihm bekannt. Damit wir den weiten Weg zum Brahmaputra schnell hinter uns bringen, wurden die Elefanten schon gestern abend vorausgeschickt, während wir versuchen wollen, mit einem Lastkraftwagen die Forststation Arimara zu erreichen, wo die Reitelefanten auf uns warten. Im Dämmerlicht des anbrechenden Tages beginnen wir unsere Safari. Der Förster begleitet uns. Er hat einige Forstarbeiter mitgenommen, denn die Wege sind sehr schlecht, und es ist möglich, daß wir mit unserem schweren Wagen im Morast steckenbleiben. Die ersten Kilometer kommen wir gut vorwärts. Als wir uns aber dem Brahmaputra nähern, wird die Fahrspur, der wir folgen, immer schlammiger. Der Motor keucht, hustet, niest und heult auf. Die Räder drehen sich im Schlamm und wühlen sich in den weichen Boden ein. Wir stecken im Morast. Die Waldarbeiter springen vom Wagen und schleppen Schilf herbei, um eine feste Unterlage zu schaffen. Holz wird gesammelt und ein Knüppeldamm gebaut. Einige halten nach den Reitelefanten Ausschau, die uns aus dem Sumpf ziehen könnten. Der erste Versuch, mit eigener Kraft dem Morast zu enttrinnen, schlägt fehl. Die Räder drücken die Knüppel in den Schlamm. Wir kommen keinen Zentimeter vorwärts. Aus dem Kühler steigt Wasserdampf auf. Die Regen der letzten Tage haben weite Flächen des Graslandes unter Wasser gesetzt. Auch die blinden Nebenarme des Brahmaputra, die in großen Windungen die Sümpfe durchziehen, sind angeschwollen. Während die Forstarbeiter mit ihren Buschmessern Äste, Zweige und Gras schlagen, um

schwindet im Dickicht. Das war er, der Herr des Dschungels, der Tiger. Der Mahaut treibt seinen Elefanten an, ihm zu folgen. Aber unser Bemühen, den Gestreiften noch einmal zu erblicken, ist erfolglos. Er hat sich aus dem Staube gemacht, hat sich irgendwo im Unterholz verkrochen und beobachtet uns wahrscheinlich aus sicherer Entfernung, während wir Meter um Meter des Grasdschungels durchstöbern. Nach einer halben Stunde vergeblichen Suchens reiten wir weiter.

Die Sonne steht im Zenit. In der Mittagshitze ist wenig Aussicht, Tieren in offener Landschaft zu begegnen. Sie suchen zu dieser Tageszeit den Schatten des Waldes oder des hohen Elefantengrases auf, wo sie sich unseren Blicken leicht entziehen können. Deshalb beschließen wir, eine Mittagspause einzuschalten. Auch unsere Elefanten möchten sich ausruhen. Wir reiten zu dem Nepalesendorf, das sich am Ufer des Brahmaputra befindet. Die Sonne brennt auf uns hernieder, während wir im Rhythmus des Elefantenganges hin- und hergeschaukelt werden. Das grelle Licht quält die Augen. Ich schließe die Lider bis auf einen schmalen Spalt und schrecke aus meinem Halbschlaf auf, als ich das Gurren von Büffeln höre. Dicht vor uns steht eine große Herde der schwarzen Wildbüffel mit den riesigen Hörnern. Sie äugen kurze Zeit zu uns herüber und äsen weiter. Warum sind sie nicht so scheu wie ihre Vettern, die wir in Kohora und Baguri trafen? Das Klingeln einer Glocke löst das Rätsel. Die Herde besteht aus halbwilden Wasserbüffeln. Einige Tiere tragen eine Glocke um den Hals, damit die nepalesischen Rinderhirten ihre Büffel leichter finden können. In ihrer Gestalt, auch in der Größe und Form der Hörner unterscheiden sie sich kaum von den wilden Wasserbüffeln. Vielleicht sind sie etwas heller und besitzen weniger Fell als ihre wilden Artgenossen. Aber auch innerhalb der Herde gibt es Tiere, die dunkel sind und dicke Behaarung haben. Besonders kräftig ist der Bulle, der die Herde führt. Er läßt uns nicht aus den Augen. Der Förster zeigt auf den mächtigen Burschen und flüstert: „Wild!“

Die halbwilden Büffel werden also von einem wilden Bullen geführt. Er hat den ehemaligen Herdenführer verdrängt, hat seine Stellung eingenommen und zeugt mit den Kühen Mischlingskälber. Wenn die Nepalesen ihre Büffelherde zusammenreiben, um die Tiere zu zählen, bleibt der Bulle zurück, wartet, bis die Herde wieder in den Dschungel gelassen wird, und schließt sich ihr wieder an. Von diesen Büffeln geht eine der drei großen Gefahren aus, die den Panzernashörnern drohen, denn häufig treffen sie mit Panzernashörnern zusammen, und weil die Nashörner die Büffel in ihrer Nähe dulden, mitunter sogar neben ihnen in den Seen und Suhlen liegen, ist die Übertragung von Seuchen sehr leicht möglich.

Das Jahr 1949 gab ein furchtbares Warnsignal. In wenigen Monaten starben neben zahlreichen Hirschen und Wasserbüffeln auch vierzig Nashörner an Milzbrand. Es kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die verheerende Krankheit von den Hausrindern der Nepalesen ausging. Aber auch am Südrand des Reservates wird das Vieh von den dort lebenden assamesischen Bauern zur Weide auf die Wiesen getrieben, die an der Grenze des Schutzgebietes liegen. Die Anordnungen des Forstministeriums, die ein Übertreten der Reservatsgrenzen ohne Genehmigung des zuständigen Forstamtes für Mensch und Tier verbieten, werden leider immer wieder gebrochen. Die assamesische Regierung ist bemüht, den Bestand an Haustieren im Schutzgebiet von Kaziranga zu vermindern. Sie fordert, daß alle Rinder, die im Reservat weiden, gegen Rinderpest geimpft werden und ihre Zahl nicht vermehrt werden darf. Auch die Abgänge, die durch Tod oder Schlachtung entstehen,

dürfen weder durch Geburten noch durch Kauf von Rindern ersetzt werden. Auf Grund dieser Verfügung ist der Bestand an Hausrindern von sechstausend im Jahre 1939 auf zweitausend im Jahre 1959 zurückgegangen. Das ist ein beachtlicher Erfolg, der hoffen läßt, daß sich die nepalesischen Viehhirten sehr bald neue Weidegründe suchen werden. Solange aber noch ein Zebu oder Hausbüffel im Reservat oder an seinen Randgebieten äst, ist die Gefahr nicht gebannt. Der zweite Feind ist der Brahmaputra, der in der Monsunzeit über seine Ufer tritt und weite Gebiete überschwemmt. Dann verlassen die Nashörner ihr Schutzgebiet, überqueren die Felder der Assamesen und ziehen in die Mikirberge. Dabei kommen sie auch mit Haustieren in Berührung und sind wieder der Ansteckungsgefahr ausgesetzt. Außerdem bilden die reißenden Fluten des entfesselten Brahmaputra eine unmittelbare Gefahr für die Nashörner und alle anderen Tiere des Reservates. Zur Zeit bemüht sich die Forstverwaltung von Kaziranga beim Ministerium für Forst- und Landwirtschaft um die Genehmigung, das Rückzugsgebiet in den Mikirbergen, das von den Nashörnern in der Überschwemmungszeit aufgesucht wird, und den Korridor, der das Reservat mit dem Zufluchtsort verbindet, mit in das Schutzgebiet einbeziehen zu dürfen. Hoffentlich wird dieser Antrag bald genehmigt.

Der dritte Feind ist der Tiger. In den letzten zwei Jahren gelang es der gestreiften Raubkatze, sechs Nashornbabys zu töten. Zum Verzehren dieser Beute kommt sie selten, denn die Nashornmutter verteidigt auch die Leiche ihres Kindes und vertreibt den Tiger.

Nach Schätzungen der Förster von Kaziranga leben im Reservat etwa dreihundertfünfzig Panzernashörner. Durchschnittlich sterben jährlich fünf bis sechs, und drei werden für zoologische Gärten gefangen. Trotzdem soll sich ihr Bestand jährlich um zwei bis vier Tiere vermehren. Das sind jedoch geschätzte Zahlen.

Grzimek hat solche Schätzzahlen, die von englischen Wildschutzbehörden in Ostafrika für die Serengetisteppe herausgegeben worden waren, überprüft und gezeigt, daß es sich um erhebliche Überschätzungen handelte. Mit diesem Fehler muß auch bei den Bestandsaufnahmen gerechnet werden, die in Kaziranga gemacht wurden. Es wäre sehr leichtsinnig, wollten wir ungeachtet der Gefahren, denen die Panzernashörner noch ausgesetzt sind, und auf Grund der öffentlich bekanntgegebenen, amtlich geschätzten Zahl von dreihundertfünfzig Nashörnern, die jährlich um wenige Tiere wachsen soll, beruhigt sein. Noch ist das Panzernashorn nicht gerettet. Die Bestände der drei anderen Reservate in Assam und Bengalen sind viel geringer und sollen zusammen hundert Panzernashörner nicht überschreiten. Während mir glaubhaft versichert wurde, daß im Kaziranga-Schutzgebiet seit 1948 kein Nashorn mehr Wilderern zum Opfer fiel, gelang es mir nicht zu erfahren, ob in den Reservaten von Jaldapara, Nord-Kamrup und Sonai Rupai das Wildern verhindert werden konnte.

Wir reiten durch die Herde der halbwilden Wasserbüffel hindurch. Es sind nur wenige Kälber in der Herde. Sie fallen durch ihr braunes Jugendkleid auf. Der Bulle folgt uns, wobei er eine Kuh mit einem wenige Wochen alten Kalb vor sich her treibt. Im Interesse der Nashörner und der vielen anderen Tiere von Kaziranga möchte ich hoffen, daß die Tiger recht oft ihren Fleischbedarf von dieser Herde decken. Aber eine halbe Stunde später, als wir den Brahmaputra erreichen, sehe ich, daß auch hungrige Tiger wenig helfen werden, denn am Ufer des Riesenstromes weidet eine Herde von vielen hundert Zebus, die auch den Nepalesen gehören. Die Auswirkungen der

Viehhaltung werden hier deutlich. Büsche und Bäume kümmern, weil sie von Rindern verblissen wurden, und die Grasdecke ist spärlich. Tausende von Hufen haben sie zertreten. Haustiere dürfen in Reservaten nicht geduldet werden. Sie zerstören die Vegetation, machen den Wildtieren die Wohngebiete streitig und verbreiten Krankheiten.

Die Nepalesen empfangen uns mit freundlichem Gruß und bringen uns Tee. Wolfgang ist mürrisch. Ich kenne ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß ihm der Anblick der Rinder die frohe Laune verdorben hat. Er ärgert sich, weil der Schutz der Tiere in Kaziranga so nachlässig betrieben wird und die assamesische Regierung die Nepalesen nicht umsiedelt. Die Notwendigkeit, alte Kulturbauten zu schützen und zu erhalten, wird von fast allen Menschen erkannt. Wenn es aber um den Schutz vom Aussterben bedrohter Tiere geht, ist leider die Einsicht nicht so weltweit verbreitet. Ich sehe noch das Gesicht des indischen Zollbeamten vor meinen Augen, mit dem wir uns in Kalkutta unterhielten. Verlegen senkte er den Blick, als wir sagten, daß wir die Panzernashörner beobachten wollen.

„Ja, wilde Tiere haben wir auch noch“, stotterte er betreten, als müßte er sich schämen, daß in seinem Vaterland noch Tiger, Nashörner und wilde Elefanten leben.

„Aber sie wollen doch sicher Kaschmir sehen und Taj Mahal. Vergessen sie nicht, die große moderne Molkerei von Bombay zu besichtigen. Auch New Delhi dürfen sie nicht versäumen zu besuchen. Tiger und Nashörner können sie außerdem schießen.“

„Wir wollen nicht jagen“, antwortete Wolfgang. „Nicht mit dem Gewehr, mit der Kamera wollen wir die Tiere schießen. Wir lieben die Panzernashörner. Verstehen sie das? Es gibt nur noch wenige Panzernashörner auf unserer Erde. Vielleicht nur noch vierhundertfünfzig oder fünfhundert Stück, aber keinesfalls mehr als sechshundert. Wir lieben ihr Indien, auch weil es noch wilde Tiere hat. Indien braucht Industrie, braucht Schulen und Krankenhäuser. Indien braucht aber auch seine Tiere. Es kann stolz sein auf die technische Entwicklung, die sich seit seiner Befreiung vollzog, stolz auch auf seine alten Kultur- und Baudenkmäler, aber auch auf seine Panzernashörner, Tiger, Gaur und wilden Elefanten.“

Der Zollbeamte schüttelte den Kopf, und lächelnd sagte er:

„Nicht auf Tiger und Nashörner, Sir, die sind gut für die Jagd. Ich wünsche ihnen schönen Ferien in Indien, und vergessen sie nicht nach Agra zu gehen und Taj Mahal zu besichtigen.“

Auf dem Nachmittagsritt wollen wir versuchen, einen großen Binden-Waran aufzustöbern. Er soll seinen Wohnbereich am Ufer eines der vielen Wassergräben haben, die in vergangenen Regenzeiten dem Brahmaputra als Nebenarm dienen. Wieder reiten wir durch hohen Elefantengrassdschungel, der uns jede Sicht nimmt, suchen uns schmale Pfade durch Galeriewälder und überqueren Sumpfwiesen, auf denen Muntjaks äsen. Durch Bäume verdeckt, können wir unbemerkt ein Rudel dieser Zwerghirsche beobachten. Der Bock, dessen Rosenstöcke sich als lange Wülste über die Stirn hinweg fortsetzen, hat das Knacken eines trockenen Zweiges, der unter den Füßen unseres Reitelefanten zerbrach, vernommen. Mit erhobenem Vorderbein steht er bewegungslos und lauscht. Nur die großen Ohren drehen sich im Halbkreis. Auch die Weibchen äugen zu uns herüber. Aber weil kein Laut ihr Mißtrauen steigert, äsen sie weiter. Ihre langen Wedel pendeln schnell hin und her. Insekten können sie nicht vertreiben, denn es gibt hier weder Fliegen noch Mücken. Vielleicht dient ihr Schwanz als Ventilator, wie das auch von den ständig in Bewegung gehal-

tenen Schwänzen ostafrikanischer Gazellen angenommen wird. Er fächelt der Afterregion kühle Luft zu, um die Bluttemperatur der zahlreichen Gefäße, die rings um den After dicht unter der Haut liegen, herabzusetzen. Mit dem Blutkreislauf wird dann der ganze Tierkörper abgekühlt. Für derartig hellhörige Tiere sind Elefanten als Beobachtungstürme leider nicht geeignet; denn die Dickhäuter sind unruhig und laut. Während wir die Muntjaks beobachten, interessiert sich unser Elefant für Sträucher und junge Bäume, reißt einen Strauch heraus und schlägt die an den Wurzeln haftende Erde an seinen Vorderbeinen ab. Der Muntjakbock wirft den Kopf hoch, bellt, und in wenigen Sprüngen ist das Rudel im Dickicht untergetaucht.

Wir haben den Wassergraben erreicht, an dessen Ufer der Waran leben soll. Vorsichtig schieben wir das Gras auseinander und sehen schon mit dem ersten Blick den Waran. Er liegt im flachen Wasser. Nur sein Kopf und Rücken schaut über den Wasserspiegel heraus. Aber er hat uns schon bemerkt. Mit seinen scharfen Augen hat er die Bewegung des Grases erspäht. Er schlägt mit dem Schwanz, wobei seine volle Größe sichtbar wird. Diese Riesenechse ist mindestens drei Meter lang. Der Vergleich mit einem Saurier der Kreidezeit drängt sich mir auf. Aber nur wenige Sekunden können wir den Drachen bewundern, dann hat er tiefes Wasser erreicht und taucht. Schon erhebt sich der breite Kopf wieder über den Wasserspiegel. Der Waran schwimmt zum Ufer. Dabei bewegt er den Schwanz schlängelnd wie ein Krokodil. Er hat das Ufer erreicht und verschwindet im Gras. Wir beschließen, ihn aus seinem Versteck herauszutreiben. Aber unser Binden-Waran läßt sich nicht sehen, obwohl wir jeden Meter der Uferböschung durchkämmen. Ich bedaure sehr, daß wir die Echse nicht länger beobachten konnten. Die gelbe Bindenzeichnung, die für diese Art der Warane typisch ist, habe ich nicht feststellen können. Der Körper war gleichmäßig schwarz. Wahrscheinlich erschien er nur so dunkel, weil die Haut naß war. Trotzdem hätte man die gelben Streifen sehen müssen. Auch der Kopf war für einen Binden-Waran eigentlich zu breit. Es kann aber nur ein Binden-Waran gewesen sein, denn kein anderer Waran in Indien erreicht eine solche Länge. Wäre das Tier in der Freianlage eines Zoologischen Gartens zu sehen gewesen, hätte ich es mit Sicherheit als Komodo-Waran angesprochen. Kaziranga bietet eben einem Zoologen für viele Jahrzehnte ausreichend Arbeit. Der letzte Ritt läßt uns noch einmal erkennen, wie viele Fragen wir unbeantwortet lassen müssen. Wolfgang hat Abschiedsstimmung. Das Abschiednehmen von der Wildnis fällt uns immer schwer. Aber noch liegen drei Monate Forschungszeit in Indien vor uns. Die Löwen von Gir und die Gaur von Mysore werden uns für die Nashörner, die wir in Assam zurücklassen, entschädigen.

Die Sonne sinkt langsam zum Horizont herab. Ein Schakal tritt über die Lichtung, die sich, vom roten Abendlicht überflutet, vor uns öffnet. Sein langer Schatten trippelt ihm voraus. Zu dieser Zeit beginnen in Afrika die Hyänen zu heulen, und später, wenn der Mond am hohen Sternenhimmel steht, rollt das Brüllen der Löwen über die weiten Ebenen. Auch in Indien habe ich Sehnsucht nach Afrika. Sie meldet sich oft, läßt sich nicht unterdrücken, auch nicht durch Gedanken an die Heimat, denn sie ist stärker als das Heimweh. Ob Wolfgang jetzt auch an Afrika denkt? Er schaut vor sich auf den Sattel. Jeder Abend in den Tropen erinnert uns an die Steppenabende in Afrika. Indien ist mit Afrika nicht zu vergleichen. Es ist enger, gibt uns nicht frei wie die Weiten Ostafrikas, läßt die Unendlichkeit der Grasebenen vermissen, aus denen sich nur vereinzelt Felsen erheben, die sich aus riesigen ab-

geschliffenen, übereinandergetürmten Blöcken aufbauen. Nichts stellt sich dem Blick zum Horizont entgegen. Ein Zeltlager in der Steppe ist ein Lager in der Endlosigkeit. Auch Indien ist voller fremder Reize, aber anders als Afrika.

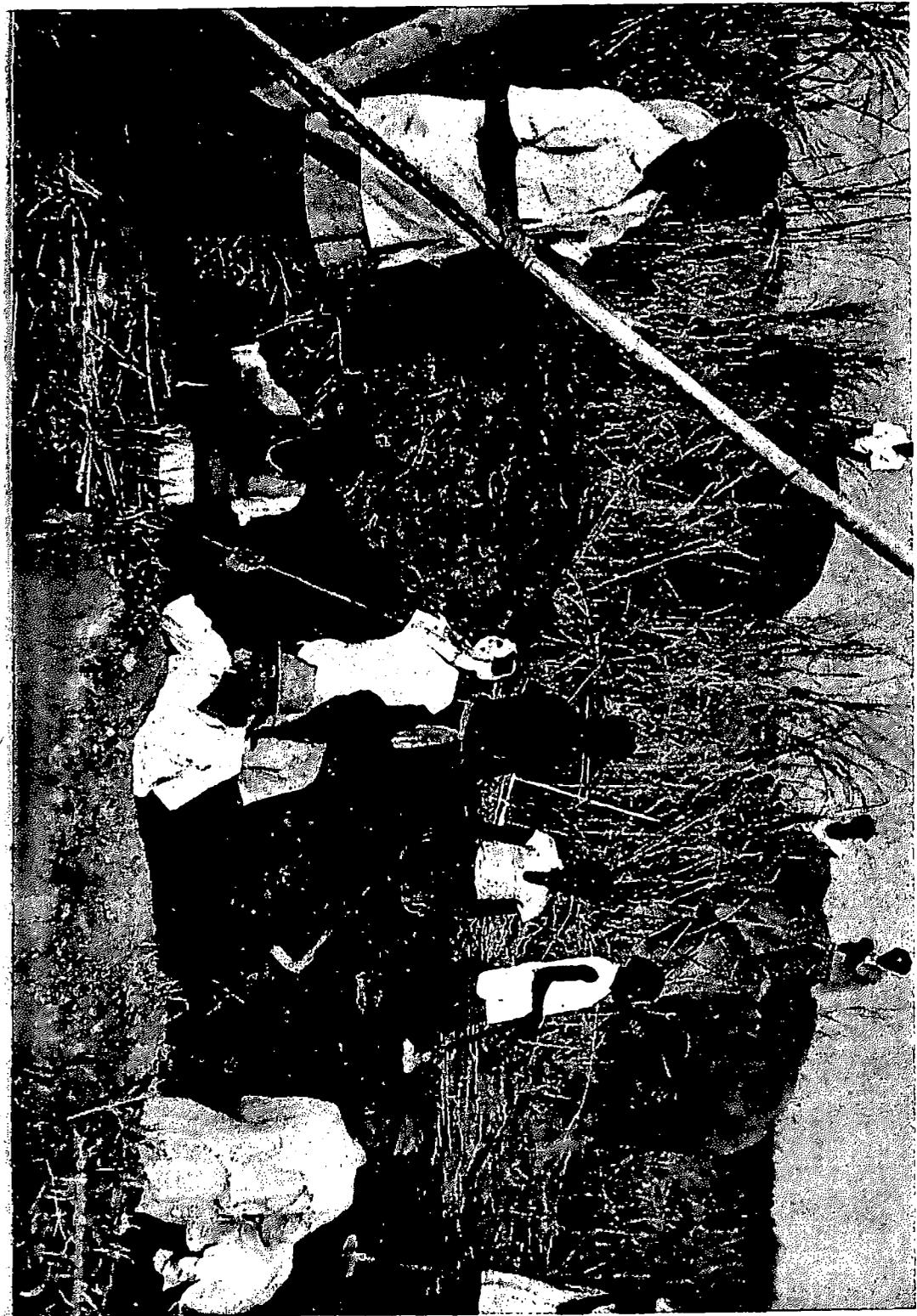
Ein Schrei unseres Mahauts reißt mich aus meinen Afrikaträumen. Er hat einen Lippenbären gehört, der vor uns im hohen Grase stecken muß. Der Förster will mit seinem Elefanten den Bären aus dem Grasdschungel heraus- und auf uns zutreiben. Gespannt warten wir auf den schwarzen Gesellen, der vor uns aus der Graswand kommen muß, wenn unser Plan gelingt. Wir hören sein erschrecktes Brummen. Der Elefant hat ihn aufgestöbert und treibt ihn vor sich her. Unser Mahaut hat sein Buschmesser aus dem Satteltgurt gezogen und zum Wurf erhoben. Er raschelt im Gras. Der Mahaut brüllt, unser Elefant quietscht und will die Flucht ergreifen, denn wenige Meter vor uns schießt aus einem Tunnelwechsel im Grasmeeer der Lippenbär heraus. Er stutzt, sieht den Elefanten, schnauft, dreht sich blitzschnell um sich selbst und verschwindet auf einem anderen Wechsel wieder im Gras. Der Mahaut schüttet sich aus vor Lachen und ahmt immer wieder das Schnaufen des Bären nach. Wir reiten nach Arimara zurück. Schnell wird es finster. Schon blinken die ersten Sterne am Himmel. Ein Schakal heult. Wir nehmen Abschied vom Paradies der Panzernashörner.

„Wir können mit unserer Ausbeute zufrieden sein“, sagt Wolfgang, als wir wieder im Bungalow angekommen sind, und er sein Tagebuch durchblättert. „Wenn ich meine Beobachtungsnotizen noch einmal überfliege, glaube ich doch, daß wir einen beachtlichen Beitrag zur Biologie der Panzernashörner mit nach Hause bringen. Manche der von uns gemachten Feststellungen sind allerdings nur Wiederentdeckungen, denn die Schilderungen, die ich über Nashörner und über das sagenhafte Einhorn in alten Tierbüchern gelesen habe, stimmen zum Teil mit unseren Beobachtungen überein. Man muß sie nur recht verstehen, die alten Meister der Naturbeschreibung.“ Dann erzählt mir Wolfgang bis tief in die Nacht hinein, was in alten Tierbüchern über sagenhafte Einhörner und Panzernashörner geschrieben wurde.

Das erste Panzernashorn, das nach Deutschland gelangte, wurde zu einer Sensation. Die Stadt Stuttgart gab eine Gedenkmünze heraus, und in Leipzig wurde ihm sogar im Jahre 1747 ein Messezettel gewidmet, auf dem sein ganzer Lebenslauf geschildert ist:

„Es wird allen resp. Liebhabern in Leipzig kund gethan. Daß anjetzo allhier ankommen ist ein lebendiger RHINOCEROS, der nach vieler Gedancken der Behemoth seyn solle, nach der Beschreibung Hiobs, Cap. 40, V. 10. Es ist Verwunders-würdig vor einem Jedweden, der dasselbe kommt zu sehen: und ist das erste Thier von dieser Sorte, welches hier ist gewesen; ist ohngefähr 8. Jahr alt, und gleichsam noch ein Kalb, dieweil dasselbe noch viel Jahre wächst, und die Thiere auf hundert Jahre alt werden. Es wieget anjetzo beynahe 5000. Pfund es ist viel grösser und schwärer als wie es aus Bengalen im Jahr 1741. als es 3. Jahr alt gewesen ist, und durch den Capitain Douwemout nach Holland überbracht worden. Es ist in Asia, unter der Herrschafft des großen Moguls, in der Landschaft Asem, welches von hier bey 4000. Meilen weit lieget, gefangen worden. Dieses Wunder-Thier ist dunkel-braun,

An der Stirnseite der Fallgrube wird eine Rampe für den Fangkäfig ausgehoben. Die Elefanten haben sich rings um die Grube aufgestellt und halten Wache, weil die Mutter des gefangenen Kalbes immer wieder versucht, zu ihrem Kind zu gelangen.





hat keine Haare, gleichwie der Elephant, doch an den Ohren, und am Ende von dem Schwantz seynd einige Härlein; auf der Nase hat es ein Horn, womit es die Erde viel geschwinder kan umgraben, als niemahls ein Bauer mit dem Pflug thut, ist schnell im Lauffen, kan schwimmen und tauchen im Wasser, wie ein Endte; sein Kopf ist nach und nach forne spitzig, die Ohren gleich eines Esels, die Augen, nach Proportion von dem grossen Thier, sehr klein, und kan nicht anders, als über die Seite von sich ab sehen; die Haut ist, als ob sie mit Schilden gedeckt sey, diesselben schlagen wohl eine Hand breit übereinanderhin, sie seynd 2. Zoll dicke; die Füsse sind kurz und dick, als wie des Elephanten, versehen mit 3. Klauen. Diß Thier ist auch ein grosser Feind von dem Elephanten, so, daß wenn es ihn antrifft, denselben mit seinem Horn unten in Leib stösset, auch afreisset und tödtet. Zu täglicher Unterhaltung frisset es 60. Pfund Heu, und 20. Pfund Brod, auch säuffet es 14. Eymen Wasser. Es ist zahm als ein Lamm, dieweil dasselbe 1. Monat alt gewesen ist, wie es mit Stricken gefangen, als zuvor die Mutter von diesem Thier mit Pfeilen von den schwarzen Indianern todt geschossen worden. Es hat dieses Thier, wie es gar jung gewesen, 2. Jahr in denen Zimmer um den Tisch gelauffen, zur Curiosität, wo Damen und Herren gespeiset. Das oben genannte Thier giebet etwas von sich, wodurch viele Leute curirt seyn worden von der hinfallenden Krankheit.

So wunderbar ist GOTT in seinen Creaturen,
Man findet überall der Allmacht weise Spuhren.
Von so viel Tausenden ist keins so groß und klein,
Wo dessen Herrlichkeit nicht wird zu sehen seyn.
Betrachte dieses Thier, so du hier vor dir siehest,
Und mach den Schluß, ob du mit Recht dich nicht bemühest,
Im Buche der Natur nach GOTTES Wunder-Macht
Zu forschen emsiglich sowohl bey Tag als Nacht;
Das Auge wundert sich, der Mund muß frey bekennen:
GOTT ist wie Allmachts-voll so wundersam zu nennen!
Und dieses treibet uns zu dessen Lobe an,
Der wohl niemahlen gnug gepriesen werden kan,
Besonders wann man auch noch dieses hinzu setzt:
GOTT hats gemacht, daß sich der Mensch darob ergötzet.

Dieses Thier kan von 9. Uhr frühe biß Mittag um 12. Uhr und Nachmittag von 2. biß 6. Uhr Abends gesehen werden, Hohe Standes-Persohnen geben nach hohen Belieben. Andere einen halben Gulden, und 4. Groschen, nachdem der Platz ist. Dieser Zettul ist gleichfalls bey den Thier zu bekommen vor 1. Groschen. Die grossen Kupfferstiche vor 1. halben Gulden, und die kleine Kupfferstiche mit dem Mohren 2. Groschen.

NB. Es dienet denen resp. Liebhabern zur Nachricht, daß dieses Thier sich nur ein 10. bis 12. Tage hier aufhalten wird.“

Auf diesem Messezettel wird das indische Panzernashorn, das den zoologischen Namen *Rhinoceros unicornis* Linné trägt, als das Einhorn vorgestellt, das in der Bibel genannt wird. Bei Hiob steht über das sagenhafte Einhorn geschrieben:

„Meinst du, das Einhorn werde dir dienen, und werde bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Seil anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Tälern? Magst du dich auf dies Tier verlassen, daß es so stark ist? Und wirst es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheune sammle?“

Es muß aber auch ein sehr angriffslustiges und gefährliches Tier sein, denn im Psalm 22, 22 heißt es: „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich vor den Einhörnern!“ Auch Jehovas Macht wird mit der Stärke der Einhörner verglichen, denn von dem furchtbar strafenden Gott wird gesagt: „Dessen Hörner sind wie eines Einhorns, mit denen er die Heiden bis an des Landes Enden zuhauf stoßen und ihre Gebeine zerschmettern wird.“

Im hebräischen Bibeltext wird dieses seltsame Tier Re'em genannt. Bei der Übersetzung des Hebräischen ins Griechische wurde für Re'em, das ein Tier bezeichnete, dessen Gestalt und Lebensweise nicht näher beschrieben war, das Wort monoceros gesetzt, und monoceros bedeutet Einhorn. Das Re'em wird übrigens nicht nur bei Hiob erwähnt. Es wird in der Bibel siebenmal genannt, allein dreimal in den Psalmen, aber an keiner Stelle ist das Tier näher beschrieben.

Wahrscheinlich wurde mit dieser Übersetzung ins Griechische das sagenhafte Einhorn geboren, denn welches Tier mit der Bezeichnung Re'em wirklich gemeint ist, bleibt unerfindlich.

Aber das monoceros beginnt nunmehr in vielen Büchern zu spuken und hat bis in unsere Tage hinein die Zoologen, Philologen und Historiker beschäftigt. Die erste eingehende Darstellung dieses eigentümlichen Wesens erhalten wir von dem griechischen Geschichtsschreiber Ktesias, dem Leibarzt des persischen Königs Artaxerxes II. Ktesias schrieb etwa 398 vor der Zeitenwende ein Buch über Indien. Die Originalausgabe ist leider verlorengegangen, aber die von Photius umgearbeitete Ausgabe, die jedoch 1300 Jahre später erschien, ist erhalten geblieben. Diese Beschreibung des Einhorns hat vielen Naturwissenschaftlern des Altertums und Mittelalters als Quelle für ihre Einhorndarstellungen gedient. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß Ktesias nie ein Panzernashorn oder ein anderes Tier in Indien gesehen hat, weil er selbst nie in Indien war. Ktesias schreibt:

„In Indien gibt es eine bestimmte Art von Wildeseln, die die Größe von Pferden erreichen, ja, sogar noch größer werden können. Ihre Leiber sind weiß, ihre Köpfe dunkelrot und ihre Augen dunkelblau. Aus der Stirn ragt ihnen ein etwa anderthalb Fuß langes Horn, das, zu Staub zermahlen und in einem Getränk aufgelöst, ein sicheres Mittel auch gegen das stärkste Gift abgibt. An seinem unteren Ende, etwa zwei Handbreiten über den Brauen, ist das Horn von reinem Weiß, der mittlere Teil ist schwarz, die Spitze scharf und von einem lebhaften Rot. Wer aus diesen Hörnern trinkt, wenn sie zu Gefäßen verarbeitet sind, soll gegen die heilige Krankheit (Epilepsie) gefeit sein. Auch gegen Gifte ist man gefeit, wenn man Wein, Wasser oder was sonst immer aus solchen Gefäßen trinkt, wobei es gleichgültig ist, ob man das Gift vorher oder nachher zu sich nimmt...“

Diese Beschreibung paßt keinesfalls auf das Panzernashorn. Es ist mir unverständ-

lich, wie von verschiedenen Zoologen ernstlich die Frage aufgeworfen werden konnte, ob diese Darstellung nicht wenigstens teilweise Ähnlichkeiten mit dem Panzernashorn aufweise. Wer jemals ein lebendes Panzernashorn in einem Zoologischen Garten oder in freier Wildbahn gesehen hat, wird beim Anblick dieses mächtigen, gedrungen gebauten Kolosses niemals an einen Wildesel mit dunkelrotem Kopf gedacht haben, aus dessen Stirn ein Horn hervorragt. Auch die Färbung des Hornes, am unteren Ende weiß, der mittlere Teil schwarz und die Spitze von lebhaftem Rot, ist völlig frei erfunden. Schon besser paßt die Beschreibung, die Plinius vom Einhorn gibt, „welches am Körper dem Pferde, am Kopfe dem Hirsche, an den Füßen dem Elefanten, am Schwanze dem Eber ähnlich sieht, sehr stark brüllt und mitten auf der Stirn ein 2 Cubitus langes Horn trägt.“

Plinius kannte aber auch das indische Nashorn, von dem er in seiner Naturgeschichte schreibt, daß es bei den Spielen Pompejus des Großen gezeigt und auch später noch öfter in Rom gesehen wurde, „... ein Rhinoceros, das ein Horn auf der Nase hat. Dies ist der zweite natürliche Feind des Elefanten. Es rüstet sich durch Wetzen seines Hornes an einem Steine zur Wehr und sucht während des Kampfes vorzüglich am Bauche anzukommen, weil es weiß, daß da das Fell weicher ist. Beide Tiere sind gleich lang, nur hat das Nashorn weit kürzere Beine und eine dunkelgrau-violette Farbe.“

Nachdem nunmehr auch das echte Nashorn bekannt geworden war, verlaufen die Beschreibungen des sagenhaften Einhorns und des Nashorns ineinander, und es wird immer schwieriger, dieses Knäuel zu entwirren.

Die verschiedensten Theorien wurden aufgestellt, die die Herkunft des Fabelwesens erklären sollten. Eberhard Schrader, ein bekannter Assyriologe, der sich besonders mit den assyrisch-babylonischen Keilschriften befaßte, entwickelte die Theorie, daß der Ursprung der Einhornssage in der Darstellung des Urs auf dem Flachrelief vom Ischtartor in Babylon zu suchen sei. Dort ist der Auerochse im Profil so dargestellt, daß der Eindruck erweckt wird, der Ur habe nur ein einziges Horn auf der Stirn. Diese Meinung vertrat ursprünglich auch der bekannte Paläontologe Othenio Abel. Das Bild wurde zur Zeit des babylonischen Königs Nebukadnezar II., der von 605 bis 562 vor der Zeitenwende lebte, angefertigt. Zu dieser Zeit war der Auerochse in Mesopotamien schon ausgestorben. Auch die Perser haben im Palast von Persepolis Plastiken des Urs aufgestellt, und auch diese Auerochsenplastiken zeigen Tiere mit nur einem Horn. Dieses Fabelwesen erklärt sich durch die Übernahme der babylonischen Profildarstellung in die Plastik. Als Abel seine ursprüngliche Meinung, das Einhorn sei aus der Urdarstellung vom Ischtartor hervorgegangen, widerrufen hatte, wies er darauf hin, daß die Plastiken von Persepolis „aller Wahrscheinlichkeit nach das Vorstellungsbild, das aus dem persischen Kulturkreis in den griechischen einströmte, beeinflusst“ haben.

Aber die Auerochsen von Babylon und Persepolis blieben nicht die einzigen Darstellungen, die dem Fabelwesen Gestalt gaben. Cunrat Geßner hat in seinem Tierbuch, das im Jahre 1563 ins Deutsche übertragen wurde, und „ein kurtze bschreibung aller vierfüßigen Thieren, so auff der erde und in wassern wonend, sampt irer waren conterfactur“ bringt, auch das Einhorn sehr eingehend behandelt. Er nennt die Quellen, die er benutzte, und stellt die Aussagen der verschiedenen Schriftsteller nebeneinander. Nachdem er Plinius zitiert hat, läßt er Alian zu Wort kommen, der gegen Ausgang des zweiten Jahrhunderts nach der Zeitenwende lebte und das Buch „Über die Natur der Tiere“ verfaßte. Darin berichtet er, daß im Inneren Indiens ein

schwer zu ersteigendes Gebirge sei, in dem neben anderen wilden Tieren auch das Einhorn lebe, das die Inder Cartazonon nennen. Es habe die Größe eines erwachsenen Hengstes, besitze eine Mähne, habe Füße wie ein Elefant und einen Schwanz, der dem Schwanz des Wildschweines gleiche: „zwischen den augbrawen habe es ein horn, das schwarz und nit glat, das von natur aufgewunden, wie ein nadel sich vornen züsamenspitze.“ Diese Beschreibung weist schon viel mehr auf das Panzernashorn hin. Auch der Fundort könnte den Gebieten Nepals entsprechen, in denen heute noch eine kleine Anzahl dieser Riesen der Tierwelt lebt. Interessant ist die Kennzeichnung des Horns, das aufgewunden sein soll. Ist vielleicht hier schon eine Verwechslung mit dem Zahn des Narwals, der später oft als das Horn des Einhorns in den Handel kommt, zu finden, oder bezieht sich diese Darstellung auf die Tatsache, daß viele Hörner der Panzernashörner, wie wir feststellen konnten, eine deutliche mehrfache Abstufung zeigen?

Wie aber ist der Name Cartazonon entstanden? Dieser Name ist heute in Indien nicht bekannt. Die Inder nennen das Panzernashorn Gairda. Willy Ley, ein amerikanischer Schriftsteller, kommt zu der Schlußfolgerung, daß die Bezeichnung Cartazonon „eine griechische Verballhornung der Sanskrit-Bezeichnung ‚Kartajan‘, das heißt Herr der Wüste, oder besser Herr der Wildnis“, ist.

Flavius Philostratos, ein griechischer Sophist, der im dritten Jahrhundert nach der Zeitenwende lebte, schrieb in seinem „Leben des Apollonius von Tayana“, daß es in Indien einen Fluß namens Hyphasis gäbe, an dessen Stromgebiet sich sehr viele Sümpfe und Seen befänden. Dort würden wilde Esel gefangen, die auf der Stirn ein Horn trügen, mit dem sie sich wie Rinder verteidigten. Aus dem Horn würden Becher hergestellt. Wer aus diesen Bechern tränke, wäre vor Krankheit gefeit. Wäre er verletzt, so vertriebe der Trunk aus diesem Wunderbecher alle Schmerzen, ja er schütze sogar vor dem Feuer. Mit dem Trunk im Leibe könnte man nicht nur ungefährdet durch das Feuer gehen, sondern sich auch vor Gift schützen. Deshalb gehörten diese Becher zum königlichen Trinkgeschirr, und außer dem König dürfte niemand das Einhorn jagen. Die Beschreibung des Verbreitungsgebietes paßt vollkommen auf die Landschaft des größten Panzernashornreservates in Assam am Ufer des Brahmaputra. Der Glaube an die Wundertätigkeit des Hornes hat im Mittelalter auch in Europa eine große Rolle gespielt, und Becher aus dem Horn des Panzernashorns gefertigt, gehörten an den europäischen Fürstenhöfen zu den kostbarsten Trinkgeschirren. Dieser Aberglaube, der in den Bewohnern weiter Gebiete Asiens bis in unsere Tage hinein verwurzelt ist, hat sehr zur Verminderung nicht nur des Bestandes der Panzernashörner, sondern leider auch der anderen Nashornarten beigetragen.

Gebner führt auch einen Augenzeugen, Ludwig Roman, an, der auf seiner Reise in den Orient, die im sechzehnten Jahrhundert stattfand, zwei lebende Einhörner gesehen haben will. Sie wären in Mekka gehalten worden. Das ältere von den beiden Einhörnern habe die Größe eines dreieinhalbjährigen Füllens gehabt und auf der Stirn ein über fünf Schuh langes Horn getragen, während das jüngere Tier höchstens ein Jahr alt gewesen sei. Die Länge seines Hornes habe nur vier Spannen betragen. Die Farbe der Tiere sei falb gewesen, und der Kopf habe dem einer Ziege geähnelt. Der Hals sei lang, die Mähne dünn, die Schenkel seien behaart und die Hufe gespalten gewesen, wie bei einer Ziege. Beide Tiere seien dem Sultan als besondere Kostbarkeit vom König von Äthiopien geschenkt worden.

Ludwig Roman kann keinesfalls Nashörner in Mekka gesehen haben. Seine Beschreibung paßt vielmehr zur Oryx-Antilope oder einer anderen Antilopenart. Dafür sprechen die gespaltenen Hufe, der lange Hals und auch das schnelle Wachstum des Horns, das bei dem einjährigen Tier bereits vier Spannen lang war. Othenio Abel ist der Meinung, daß diese Berichte — Roman ist nicht der einzige, der die beiden Einhörner von Mekka schilderte — auf zwei Rappenantilopen hinweisen, die beide eines ihrer Hörner entweder beim Fang verloren haben, oder denen ein Horn entfernt wurde. Gegen die Rappenantilope jedoch spricht die Falbfarbe, denn Rappenantilopen tragen ein dunkles Haarkleid. Wie dem auch sei, Nashörner können es nicht gewesen sein.

Paulus von Venedig bezeichnet das Königreich des großen Cham als die Heimat der Einhörner. Sie seien kleiner als Elefanten, hätten Haare wie die Büffel, Füße wie die Elefanten und Köpfe wie Wildschweine. Sie wälzten sich gern im Schlamm. Auf der Stirn trügen sie ein schwarzes Horn, und ihre Zunge sei rauh und dornig. Mit dieser Zunge verletzten sie Mensch und Tier. Diese Beschreibung paßt sehr gut zum Sumatra-Nashorn. Sie berücksichtigt sogar eine wesentliche Verhaltensweise aller Nashornarten, das Suhlen. Wie aber kommt Paulus von Venedig zu der Annahme, daß die Zunge eine gefährliche Waffe des Einhorns sei? Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um einen kleinen Beobachtungsfehler, denn nicht die Zunge — und auch nicht das Horn — ist die Waffe des Panzernashorns, sondern mit seinen unteren Schneidezähnen reißt es die gefährlichen Wunden. Diese wichtige Aussage des Paulus von Venedig wurde bisher völlig übersehen.

So haben sich bei der Sage vom Einhorn phantasievolle Beschreibungen reiner Fabelwesen mit ausgezeichneten Darstellungen der asiatischen Nashörner, aber auch anderer Tiere, die durch Verletzungen unfreiwillig zu Einhörnern geworden waren, vermischt.

Das Interesse am Einhorn wurde jedoch durch den Aberglauben wachgehalten, der dem Horn des Fabeltieres wundertätige Heilkraft zuschrieb. Nach Europa gelangte das Einhorn niemals lebend, aber seine Hörner wurden im Mittelalter für teures Geld angeboten. Diese „Hörner“ stammten jedoch von den verschiedensten Tieren. Die meisten waren Zähne des Narwals und Stoßzähne fossiler Rüsseltiere. Othenio Abel berichtet, daß noch vor wenigen Jahren ein Bauer, der im Löß des Marchfeldes in Niederdonau einen Mammutstoßzahn fand, diesen sonderbaren Fund als „das Hurn von oan Oanghürn“ bezeichnete. Es lohnt sich, der Schilderung des Paläontologen weiter zu folgen, denn bei seinen Ausgrabungen, die er in den Jahren 1920 bis 1923 in der Drachenhöhle bei Mixnitz durchführte, stieß er auf zahlreiche Spuren von Schatzgräbern, die vor ihm die Höhle nach Einhörnern durchsucht hatten.

„Die Art der Störungen in den natürlichen Lagerungsbedingungen ließ keinen Zweifel daran übrig, daß der Boden dieser Höhle schon lange vor der ersten wissenschaftlichen Untersuchung zu irgendeinem Zwecke durchgegraben worden sein mußte. Paläontologische Ausgrabungen hatten vor den unseren nachweisbar niemals in größerem Umfang stattgefunden, und die gelegentlichen Besucher der Drachenhöhle konnten kaum bei dieser Erdbewegung in Betracht kommen, wenn auch die noch erhaltenen Inschriften beweisen, daß die Höhle seit 1387 das Ziel zahlreicher Fremder war, die in das Höhlendunkel vorgedrungen sind.

Das Rätsel löste sich, als ich bei der Durchsicht alter Chroniken und Schriften der Angabe begegnete, daß in der Drachenhöhle scheinbar regelmäßige, nachweisbar seit

dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich aber schon seit viel längerer Zeit, nach Drachenknochen gegraben worden war, die im Mittelalter und sogar noch viel später als Medizin gegen verschiedene Krankheiten verwendet wurden und hoch im Preise standen. Noch aus dem Beginne des vorigen Jahrhunderts liegen Angaben darüber vor, daß von weither ‚Beingraber‘ in die Drachenhöhle zu kommen pflegten, um dort nach ‚Einhorn‘ zu suchen. Diese Schätze sind allem Anschein nach, wie aus den stark zerwühlten oberen Schichten des Höhlenbodens zu erschließen ist, in Mengen weggeschleppt worden, um an Apotheken verkauft zu werden, die zu jener Zeit sicher gute Geschäfte damit machten. Stand doch das ‚gegrabene Einhorn‘ lange Zeit als das ‚Unicornu verum‘ so hoch im Preise, daß es mit Gold und Silber aufgewogen wurde. Es galt als unfehlbares Mittel gegen Gift, Biß und Stich und genoß höchstes Ansehen. Vielleicht findet sich noch in einem versteckten Winkel einer alten Apotheke in Steiermark oder Kärnten ein Stückchen ‚Einhorn‘ als Erinnerung an jene Zeit. Viele Apotheken in den Alpenländern und in Süddeutschland hatten das Einhorn zu ihrem Wappentiere erwählt, und noch heute tragen manche, wie die Einhornapotheke in Würzburg, ihren alten Namen als Erinnerung an eine vergangene Zeit, als noch alle Welt an die Heilkraft des wunderbaren ‚Einhorns‘ glaubte.“

Weil nie ein lebendes Einhorn nach Europa gelangte und die meisten der wunder-tätigen Hörner von längst verstorbenen Tieren stammten, kam im Mittelalter die Meinung auf, daß es keine lebenden Einhörner mehr gäbe. Die Einhörner seien in der Sintflut ausgerottet worden, weil sie zu hochmütig gewesen seien und nicht mit anderen Tieren die Arche Noah besteigen wollten.

Aber kehren wir wieder zu Geßners Bericht zurück. In ihm lesen wir auch, wie das Einhorn gefangen wurde. Es lohnt sich wahrhaftig, dieses alte Tierbuch aufmerksam zu studieren, denn neben den phantastischen Übertreibungen und sagenhaften Erfindungen sind in den Kapiteln über das Einhorn und das Nashorn die wichtigsten Verhaltensweisen des Panzernashorns beschrieben, die wir auf unserer Reise nach Assam wiederentdecken und bestätigen konnten. So hebt Geßner hervor, daß es Elefanten vertreibe, zu allen anderen Tieren aber, die in seinem Gebiet äßen, mild, zahm und gütig sei, nur seinesgleichen nicht duldet und mit den Artgenossen kämpfe, außer in der Brunstzeit, in der sich die Bullen zu den Weibchen gesellen. Außerhalb der Brunstzeit aber „ist das männlin dem weyblin nimmer angenehm“. Die Stimme des Einhorns wird als grausam und erschrecklich geschildert. Es muß als Kalb gefangen werden, weil ältere Tiere so grausam sind, daß sie sich eher umbringen als fangen lassen. Aber es gibt auch eine Möglichkeit, erwachsene Einhörner zu fangen, wie Albertus mitteilt. Eine Jungfrau muß zu den Einhörnern gehen, denn die Einhörner erkennen jede Jungfrau am Geruch. Sie legen ihren Kopf in den Schoß des keuschen Mädchens und schlafen in ihrem Schoße ein. Nun schleichen die Jäger herbei, um das schlafende Einhorn in Fesseln zu legen. Die Äbtissin Hildegard vom Kloster Ruppertsberg bei Bingen schildert in ihrem Tierbuch, das sie im Jahre 1155 verfaßte, eine solche Begegnung zwischen einem Mädchen und einem Einhorn. Nicht von jeder Jungfrau läßt sich das Einhorn fangen. Voraussetzung ist, daß sie „nicht zu sehr erwachsen, auch nidit zu klein, sondern in der richtigen Blüte ihrer Jugend“ ist. Es wird sogar eine Jagdlist empfohlen. Ein Jüngling soll Frauenkleider anlegen, sich mit edlen Riechwässern besprengen und in das Wohngebiet der Einhörner gehen, so nahe an die Tiere heran, daß sie den edlen Duft riechen. Die anderen Jäger verbergen sich.

Wenn das Einhorn den Geruch wahrnimmt und die Frauenkleidung sieht, läuft es zum Jüngling und legt sich in seinen Schoß. Der Jüngling muß mit seinen weiten Ärmeln die Augen des Einhorns bedecken, bis es einschläft. Schnell eilen jetzt die Jäger herbei, hacken das Horn ab und lassen das Einhorn wieder laufen.

Diese von Johannes Tzetzes im Jahre 1176 empfohlene Fangmethode hat verschiedene Künstler angeregt, auf Altarbildern Maria mit einem Einhorn im Schoß darzustellen, wie es auch auf dem Einhornaltar im Erfurter Dom zu sehen ist. Zur Zeit der Renaissance wird bei den Karnevalssumzügen der Wagen der Keuschheitsgöttin Diana von vier Einhörnern gezogen, und im Parzifal wird von dem Einhorn berichtet, daß es „erkennt der Mägede Reine so groß, daß es schläfet in der Mägede Schoß“.

So tritt innerhalb der christlichen Symbolik das Einhorn immer mehr hervor. Es wird nicht nur zum Wahrzeichen des Keuschheitsgelübdes in den Klöstern, sondern auch zum Sinnbild geistlicher Macht und Herrschaft. Auf einigen Bischofsstäben des Mittelalters tritt an die Stelle des Lammes das Einhorn.

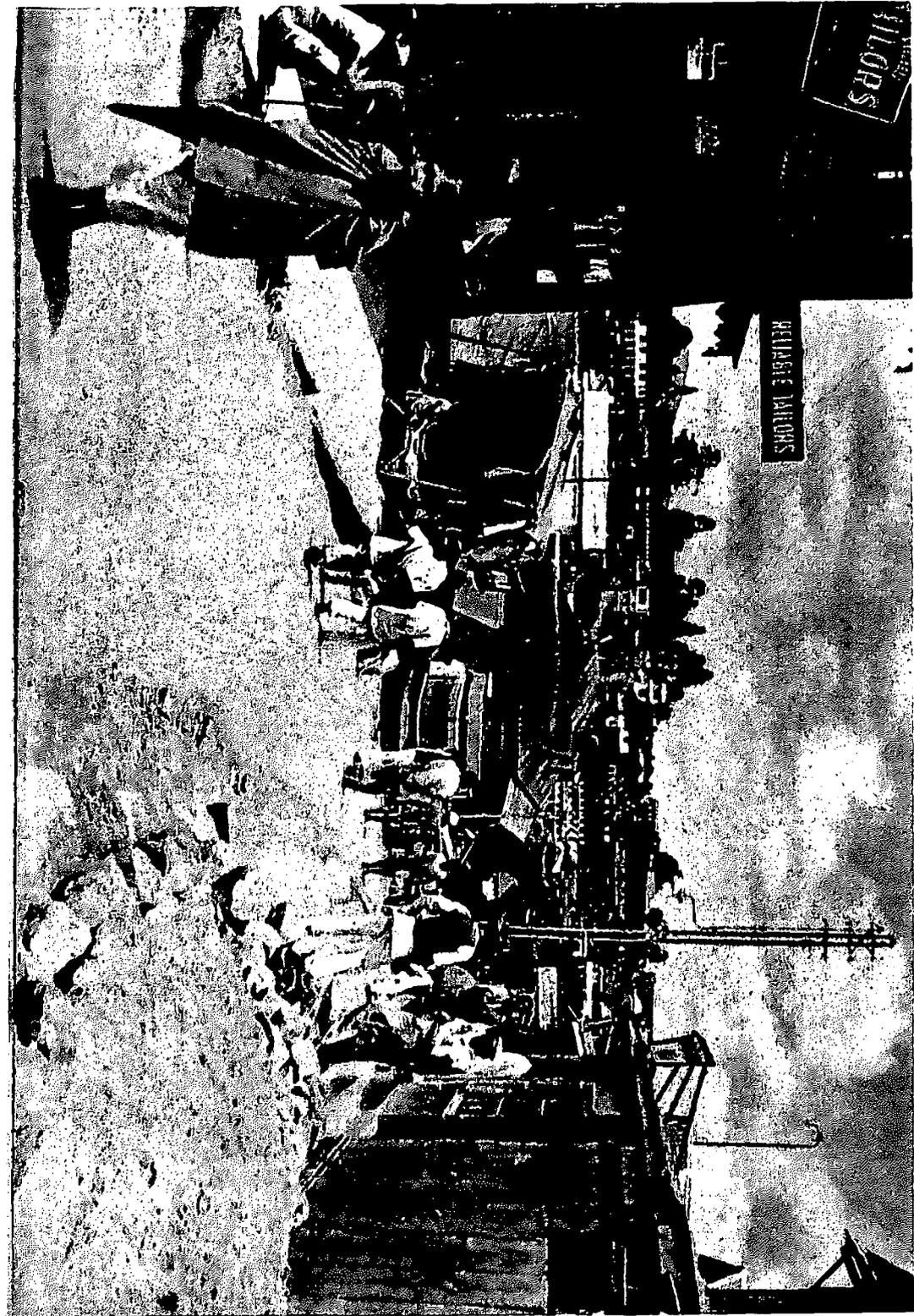
William von Schröder bringt sogar den Gralskeldch mit dem Horn des Einhorns in Verbindung: „Rilkes Bezeichnung des ‚Tieres aus Licht‘ deutet auf den unter der Wurzel des Horns verborgenen wundermächtigen Karfunkelstein, ein Juwel, das beim Kampf des Erzengels Michael mit dem abtrünnigen Luzifer aus dessen Krone brach und dann als Schale diente, mit der das Blut des Gekreuzigten aufgefangen wurde. Dies Sanctissimum wurde zum Gralskeldch. Kraft seines Ursprungs vom Horn des Heils sollte schon dessen bloßer Anblick ewiges Leben verbürgen, wodurch sich der Einhornmythos damit auf den gesamten göttlichen Heils- und Erlösungsplan erstreckt.“

Es kann heute als eine Tatsache angesehen werden, daß die Beschreibungen des Einhorns in starkem Maße durch Berichte über Nashörner beeinflußt waren, wobei nicht nur an das Panzernashorn gedacht werden darf, denn es lebten in Indien zu damaliger Zeit noch zwei andere, kleinere Nashornarten, das Sumatra-Nashorn und das Java-Nashorn. Deshalb wird das Panzernashorn in der englischen Sprache auch als „Great Indian One-horned Rhinoceros“, das große indische einhörnige Nashorn, bezeichnet. Das Sumatra-Nashorn, das heute nur noch in ganz wenigen Exemplaren auf der malaiischen Halbinsel, in Burma, auf Sumatra und Borneo lebt — die Schätzzahlen für den gesamten, noch in freier Wildbahn lebenden Bestand an Sumatra-Nashörnern schwanken zwischen zehn und hundert Stück —, war noch Ende des vergangenen Jahrhunderts in Assam verbreitet. Diese Nashornart trägt ein lichtiges Haar-kleid. Die Unterart auf dem Festland wird Rauhoorn-Nashorn genannt, weil seine Ohren dicht behaart sind. Im Gegensatz zu seinem großen Vetter, dem Panzernashorn, hatte es zwei Hörner. Vielleicht deuten die Beschreibungen des Einhorns, die eine Ähnlichkeit mit dem Wildschwein hervorheben und von dunkler Behaarung sprechen, auf das Sumatra-Nashorn hin. Das zweite Horn kann leicht übersehen worden sein, weil es auch bei erwachsenen Tieren oft nur als kleiner Höcker ausgebildet wird. Aber auch das Java-Nashorn kann für das Einhorn Modell gestanden haben, denn früher war es in Bengalen, Assam, Hinterindien, auf Sumatra und Java zu finden. In Sumatra starb das Schuppennashorn, wie das Java-Nashorn auch genannt wird, im Jahre 1934 aus. Auch in Assam lebt heute kein Java-Nashorn mehr. Auf der malaiischen Halbinsel wurde 1932 das angeblich letzte Schuppennashorn von dem für dieses Gebiet zuständigen Wildhüter geschossen. Um so größer war die

Überraschung, als am 14. März 1957 wieder ein lebendes Java-Nashorn im gleichen Gebiet, in Terak, gesichtet und fotografiert wurde. Es ist also möglich, daß noch einige Java-Nashörner auf dem Festland vorkommen. Auch im Schutzgebiet auf Java ist der Bestand sehr gering. Die Zahl der heute noch lebenden Java-Nashörner dürfte mit zwanzig bis dreißig Stück gut geschätzt sein. Das Java-Nashorn trägt nur ein Horn auf der Nase. So werden die Nachrichten über diese drei asiatischen Nashornarten mitgeholfen haben, das Bild vom Einhorn zu formen. Es reicht also nicht aus, wie es seltsamerweise bisher oft geschehen ist, nur das Panzernashorn als Einhorn-Modell anzusehen. Wenn aber alle drei asiatischen Nashornarten berücksichtigt werden — sie kamen doch auch alle drei in Indien und Hinterindien vor —, so stimmen die meisten Darstellungen des sagenhaften Einhorns sehr gut mit dem Aussehen dieser Dickhäuter überein. Es besteht wahrhaftig kein Grund, länger nach dem Ursprung des Fabeltieres zu suchen. Boettger hat in letzter Zeit eine Erklärung gefunden. Er weist nach, daß mit dem hebräischen „Re'em“ der Ur gemeint war, der im Assyrischen Remu genannt wird. Damit erhält die Stelle im Buch Hiob, wo es sehr bezweifelt wird, daß es gelingen könnte, dieses eigentümliche Wesen Re'em an die Krippe zu bringen, es einzuspannen und zum Ackern zu verwenden, einen Sinn. Natürlich war es vermessen, einen wilden Ur vor den Pflug spannen zu wollen. Zahme, domestizierte Rinder, die aber nicht die Stärke des Urs hatten, waren vorhanden. Was aber im Altertum und Mittelalter unter Einhorn in den naturwissenschaftlichen Büchern beschrieben wurde, ist zu neunzig Prozent von Berichten über die lebenden Nashörner Asiens beeinflusst worden. Es ist nicht verwunderlich, daß aus Indien besondere Kunde über das Nashorn kam, wurde doch schon zu damaliger Zeit in Asien das Horn als wundertätiges Heilmittel und Aphrodisiacum gepriesen. Leider wirkt sich dieser törichte Aberglaube noch bis in unsere Tage verheerend aus, denn aus Nepal wird gemeldet, daß in dem Reservat für Panzernashörner, südlich der Hauptstadt Katmandu gelegen, 1958 sechzig und in den ersten Monaten des Jahres 1959 zwölf Panzernashörner gewildert wurden, obwohl das Schutzgebiet von 152 Wildhütern, die auf 42 Posten verteilt sind, kontrolliert und bewacht wird. Leider gibt die Regierung Nepals außerdem noch Sondergenehmigungen für den Abschluß von Panzernashörnern an „höhergestellte Persönlichkeiten“. So hörten wir in der Jagdtrophäen-Präparationsanstalt von van Ingen in Mysore, daß im Jahre 1957 sechs Nashornhäute und 1958 zwei Nashornhäute, die von einem Muttertier und einem neugeborenen Kalb (!) stammten, zum Präparieren aus Nepal geschickt worden waren.

Nach amtlichen Bekanntgaben vom Jahre 1957, die sich in dem unübersichtlichen Gelände Nepals vorwiegend auf eine Zählung von Fährten stützten, wird der Panzernashornbestand in Nepal auf 600 Tiere geschätzt. Diese Zahl erscheint mir jedoch sehr unsicher, denn ich kann mir nicht vorstellen, wie Fährten gezählt werden sollen, wandern doch die Panzernashörner auf ausgetretenen Wechsellern, die keinen Abdruck der Füße einzelner Tiere erkennen lassen. Mr. Gee, ein indischer Teeplanzer, der sich um die Erhaltung der Panzernashörner in Assam und Bengalen sehr verdient gemacht hat, fuhr 1959 im Auftrag der Internationalen Union für Naturschutz nach Nepal. Er glaubt, daß noch 300 Panzernashörner in Nepal leben. Von den 57 Nashörnern, die er beobachtet hat, führten 12 Panzernashörner Kälber bei sich.

Shillong ist die Hauptstadt von Assam. Sie liegt auf den Bergen in gesundem Klima. 200





Die Zahl der in Assam und Bengalen lebenden Panzernashörner, die einen guten Schutz genießen und von denen seit 1948 kein Tier mehr gewildert wurde, wird auf 450 Stück geschätzt. So leben wahrscheinlich insgesamt noch 600 bis 700 Panzernashörner auf unserer Erde. Ich will die Rechnung zu Ende bringen: Die Zahl der in Afrika lebenden Breitmaulnashörner, die auch Weiße Nashörner genannt werden, dürfte 2000 Stück kaum überschreiten. Spitzmaulnashörner sollen noch 10 000 Stück am Leben sein. So wird der Bestand sämtlicher Nashörner auf unserer Erde kaum mehr als 12 800 Tiere betragen, eine überaus geringe Zahl. Schon in wenigen Jahren werden Java-Nashorn und Sumatra-Nashorn ausgerottet sein. Mit guter Hege kann es gelingen, die anderen drei Arten am Leben zu erhalten.

Als die asiatischen Nashörner immer seltener wurden, bezogen Chinas Apotheken ihre Hörner aus Afrika. Bengt Berg hat in seinem Buch „Meine Jagd nach dem Einhorn“ die Situation im vergangenen Jahrhundert eindrucksvoll geschildert:

„Als man in unserem etwas abergläubigen Mittelalter den Bedarf an diesem ‚kräftigen Mittel gegen Gift‘ nicht mehr decken konnte, machte man sich daran, Mammutzähne zu pulverisieren, und als auch die nicht mehr ausreichten, nahm man keinen Anstand, sich an dem Narwalzahn auf der Stirn des britischen Wappenpferdes zu vergreifen. Es muß ein blühendes Geschäft gewesen sein. Aber woher dieser reißende Abgang der Ware? Es sieht ja aus, als habe zur Zeit der ‚größten Nachfrage‘ jeder zweite Mensch sein letztes Geldstück hergegeben, um in den Besitz dieses ‚kräftigen Mittels gegen Gift‘ zu gelangen. Tat man denn zu jener Zeit in Europa nichts anderes, als einander vergiften?

Wahrlich — es gibt nichts Neues unter der Sonne — nicht einmal in China.

Denn im Reich der Mitte, wo man gemerkt hat, daß in den letzten Jahren die Hörner des indischen Einhorns vom Markte zu verschwinden drohen, aus dem einfachen Grunde, weil das Tier bald ausgerottet ist, waren die ‚Apotheker‘ in demselben Dilemma wie damals in Europa. Sie mußten sich einen Ersatz ausdenken, um der Nachfrage der Kunden entsprechen zu können. Und so haben die Fürsten des unterirdischen Handels, die in Opium und Haschisch und anderen segensbringenden Mitteln machen, um Ersatz zu schaffen, sich an die gewöhnlichen zweihörnigen afrikanischen Nashörner herangemacht. Scharen von eingeborenen Jägern werden in Abessinien und Somaliland mit modernen Schießwaffen ausgestattet und unternehmen förmliche Expeditionen durch die Territorien der europäischen Großmächte, um so viele schwarze Nashörner wie möglich zu schießen. Die Hörner werden abgehauen, über das Rote Meer nach Arabien geschmuggelt — und von dort weiter zum Fernen Osten, wo sie dann als ‚echte Einhornhörner‘ verkauft zu werden.

Doch ein chinesischer Giftmischer ist nicht so leicht anzuführen wie ein europäischer Apotheker im Mittelalter. Er betrachtet das afrikanische Horn und schüttelt den Kopf: ‚Gefälschte Ware — schlechter Preis — gefährlich, mächtige Mandarinen anzuschmieren.‘ Und dann schickt er eine neue Diebesbande in die Dschungeln Bengalens aus, mit dem Bescheid, daß er für das Horn des indischen Nashorns, das einzig und allein diese wunderbare Wirkung gegen die Altersgebrechen eines Mandarinen hat, noch ein Achtel Gold mehr zahlt.“

Wie sich dieses Morden auswirkte, weiß auch Wilhelm Schack zu berichten, der sich

Die Khasimütter schmücken ihre Töchter für das große Tanzfest, so wie sie selbst geschmückt wurden, als sie noch unverheiratet waren und mittanzten.

in den letzten Jahren mit großem Erfolg bemühte, gute Aufnahmen von den Breitmaulnashörnern in freier Wildbahn zu machen. Er zitiert Lydekker, der über das schnelle Abnehmen des Bestandes an Breitmaulnashörnern in „The Game Animals of Africa“ berichtet:

„Im nordwestlichen Teil von Transvaal“, heißt es an einer Stelle, „waren die Weißen Nashörner stark verbreitet. Sir Cornwallis Harris erwähnt in seinen Aufzeichnungen — er reiste im Jahre 1836 durch den Magalis-Bergdistrikt —, daß er acht Tiere sah und auf dem Weitermarsch vom Limpopo-Fluß auf nicht weniger als 22 Tiere stieß, von denen er in Selbstverteidigung vier schießen mußte.“ — Auf einem kurzen Jagdausflug im Jahre 1847 oder 1848 haben „zwei Jäger, Oswell und Vardon, 89 Nashörner geschossen, deren Mehrzahl ‚Weiße‘ waren.“ — „Mr. C. J. Andersson schreibt, daß er westlich und südwestlich des Ngami-Sees ungefähr 60 in einer Saison schoß.“ — In solchen Größenordnungen setzen sich die Berichte aus jenen Jahren fort. Schon 1871 aber, so vermerkt F. C. Selous in seinem Tagebuch: „... sind die Weißen Nashörner bereits gewaltig reduziert, jedoch gibt es sie noch zahlreich in den unbewohnten Gebieten des Matabililandes, des Mashonalandes, des Gazalandes und im Zululand, ebenso in Teilen des östlichen und südöstlichen Transvaal. 1872 sah ich zum ersten Male ihre Spuren in der Nähe von Mangwe. 1873 fand ich sie öfters zum Süden hin in den bergigen Strichen des Landes, östlich der Viktoriafälle . . . 1879, auf einem achtmonatigen Jagdzug zwischen den Botlitli-, Mahabi- und Suntaflüssen und dem höheren Chobifluß, war nicht die Spur eines Nashorns zu entdecken. Buschleute erzählten, hier gäbe es keine mehr . . . Im Jahr 1884 jedoch, als ich in der Nähe eines Riedbettes zeltete, in das sich der Mahibafluß verliert, trafen Eingeborene mit einem Weißen Nashorn zusammen. Obgleich ich seine Spur sehr weit verfolgte, sah ich nie mehr etwas von ihm. Das war das letzte Weiße Nashorn im westlichen Teil von Südafrika, von dem ich hörte . . .“ „Um diese Zeit“, fährt der Bericht fort, „wurden Hörner jeder Größe immer wertvoller. Und da Elfenbein im Afrika immer seltener wurde, stellten die Händler im Matabililand Eingeborene an, um Nashörner zu schießen. Ein Händler allein rüstete 400 Matabili-Neger mit Waffen aus. Sein Store enthielt immer Berge von Nashörnern, obgleich laufend große Mengen an Unterhändler abgesetzt wurden, die sie nach Kimberley tragen ließen, von wo sie nach England verschifft wurden.“

Auf welche Art in Südafrika gejagt wurde, weiß ebenfalls Schack an Hand eines eindrucksvollen Beispiels zu berichten. Lassen wir ihn noch einmal zu Wort kommen, denn es gibt heute schon eine beachtliche Zahl von Großwildjägern, die besonders den Zoodirektoren den Vorwurf machen, sie würden die Gefahr, in der unsere Tierwelt steht, maßlos übertreiben. Auch der Jagdfrevel vergangener Zeiten sei nur eine Ausnahmeerscheinung gewesen.

So, wie wir endlich und endgültig die Geschichtsdarstellungen überwunden haben, die Eroberungskriege als Heldentaten priesen, wie wir heute unseren Kindern nicht nur das Leben der Cäsaren, sondern auch der Sklaven im römischen Reich schildern, wie wir in allen Menschen, gleich welche Hautfarbe sie haben, unsere Brüder sehen, so sollten wir endlich auch das Verhältnis zwischen Mensch und Tier grundsätzlich ändern. Dazu aber gehört, daß wir mit der verlogenen Romantik der Jagd Schluß machen. Das Jagen ist und bleibt ein Töten, das nur wenn die Notwendigkeit besteht, ausgeübt werden sollte, und zwar von verantwortungsbewußten Menschen. Dieses Töten kann und darf nie ein Sport sein oder aus Vergnügen geschehen. Wer aber

dennoch aus diesen Motiven jagt, muß es sich gefallen lassen, als gewissenloser Schlächter betrachtet zu werden.

Was aber geschah vor hundert Jahren im Oranje-Freistaat:

„Im Oranje-Freistaat, acht Kilometer etwa von Bloemfontein, hatte man auf Befehl (oder zu Ehren) eines englischen Lords eine ‚Jagd‘ veranstaltet. Tausend Treiber trieben das Wild zusammen. Die Schätzungen der Augenzeugen schwanken, was die Zahl der Tiere angeht, zwischen 20000 und 30000 Stück, die, einer donnernden Herde gleich, vor der Veranda eines Farmhauses vorübergetrieben wurden. Von dem sicheren Anstand aus knallte die hohe Jagdgesellschaft blindlings und ohne zu zielen zwischen die eingekesselten Tiere. Unter der Rubrik ‚Aus der Gesellschaft‘ vermeldete die Zeitung die stolze Strecke des Tages: 1000 Stück Wild. Wohlgemerkt, das war nur die Strecke! Was aus den Tieren geworden war, die angebleit dem Kessel entkamen und elend im Busch verendeten — darüber stand nichts in den Zeitungen. Vermutlich war ihre Zahl um das Vielfache größer als die der Strecke, und die Totengräber der Wildnis, Hyänen, Schakale und Geier werden nicht gewußt haben, was sie mit den Tausenden von Kadavern anfangen sollten.

Nicht anders als den Zebras, Antilopen und dem Raubwild erging es den Nashörnern. Im Falle der „Weißen“ oder Breitmaulnashörner kam den Jägern noch eine bestimmte Eigenschaft der Tiere zugute: Sie verhofften angesichts der zweibeinigen Geschöpfe. Sie standen wie Zielscheiben vor dem Jäger und ließen sich, der Gefahr nicht bewußt, mühelos zusammenschießen. Breitmäuler gehen nun einmal nicht zum Angriff über wie das Spitzmaulnashorn; erst wenn sie Gefahr vermuten, trotten sie davon. Diese Eigenschaft, erst stehenzubleiben und herausfinden zu wollen, was los ist, wäre beinahe die Ursache ihres völligen Untergangs geworden.

Dank meiner im Busch gesammelten Erfahrungen kann ich heute Geschriebenes, alt oder neu, aus persönlichem Erleben beurteilen, und wenn einer sich damit brüstet, ein Weißes Nashorn in Selbstverteidigung geschossen zu haben, setzte ich erst einmal getrost ein großes Fragezeichen dahinter. In dieser Hinsicht unterscheiden sich jüngste Reise- oder Jagdberichte nicht wesentlich von solchen früherer Jahrzehnte; der Wunsch, die Daheimgebliebenen das Gruseln zu lehren und den eigenen Mut in gehörigem Lichte erscheinen zu lassen, scheint untrennbar mit der afrikanischen Safari verbunden.“

Die Jagden auf die asiatischen Nashornarten unterscheiden sich nicht von der geschilderten Massenschlächtereier im Oranje-Freistaat. Vor mir liegen die Berichte über zwei Jagden auf Java-Nashörner, die Sody zusammengetragen hat und die ich im Wortlaut übernehmen möchte, um die Abscheulichkeit dieses mitleidlosen Mordens deutlich werden zu lassen. Der erste Bericht schildert eine Jagd aus dem Jahre 1847, die von Dezentjé nicht weit von Djokjakarta abgehalten wurde.

„200 Javaner, zum Teil mit Lanzen, andere mit Schnapphähnen, und einige mit Büchsen bewaffnet, während an die 50 dazu bestimmt waren, unsere Pferde zu halten sowie unsere Speisen und Getränke zu tragen. Ungefähr um 6 Uhr setzte sich die Karawane in Marsch . . . dicht bewachsener Wald gegen einen Bergrücken. Als wir verschiedene Höhen und ein paar sehr tiefe Ravinen über- und durchzogen hatten, konnten wir nicht länger zu Pferde bleiben, weil wir in die Nähe eines sehr tief liegenden Flusses kamen . . . Als wir diesen Bergrücken hinter uns hatten, kamen wir an einige von Eingeborenen bewohnte Hütten; wir fanden dort noch etwa 30, die sich unserem Troß anschlossen. Und als wir noch etwa 3 Palen weitergekommen

waren, wahrhaftig uns einige unserer einheimischen Wandergenossen, daß es jetzt Zeit sei, auf der Hut zu sein, weil wir gleich an eine Rhino-Spur kommen würden. Gleichzeitig bemerkten wir eines dieser dichtbelaubten Gewölbe, die ich schon früher erwähnte (also eine Art Rhino-Tunnel). Am Eingang zu diesem Gewölbe machten wir halt. Nun zog der größte Teil unserer Mannschaft rechts und links in den Wald hinein, um einen großen Kreis um den vermutlichen Aufenthaltsort des Rhinos zu schlagen. Einige Mannschaften lagerten sich dort mit unseren Pferden, andere mit Spaten versehene marschierten einige Schritte auf der Fährte und begannen darauf in Abständen von 15 bis 20 Schritt Quergräben zu ziehen, die $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und 2 Fuß tief waren. Nachdem das geschehen war, nahmen wir samt den mit Schnapphähnen versehenen Leuten Platz in den Bäumen, die in der Nähe der Quergräben standen. Die hinten herumgezogenen Mannschaften begannen auf einen als Zeichen abgegebenen Gewehrstoß hin ein schreckliches Geschrei und Spektakel durch Stockhiebe gegen die Bäume. Daraufhin hörten wir in der Ferne ein gewaltiges Schnauben, und sehr bald erschien ein weibliches Rhino, das mit seinem Jungen in Schußweite plötzlich vor einem der gegrabenen Quergräben stillstand und mit furchtbarer Gewalt die Bäume rundherum mit ihrem Horn zu entwurzeln trachtete. Auf ein gegebenes Zeichen wurden sechs Gewehrschüsse auf die Tiere abgegeben, von denen einer das Jungtier niederwarf. Als die Mutter sah, daß das Junge mit dem Tode kämpfte, wurde sie wütend und zersplitterte verschiedene Baumstämme mit ihrem Horn. Doch durch anhaltendes Gewehrfeuer, das auf das Tier gerichtet wurde, ging es flüchtig ab und ließ uns triumphierend mit ihrem Jungen zurück. Das junge Rhino war ein Männchen von höchstens vier Monaten, denn sein Horn war nur erst ein Knubbel. Obwohl ein flüchtiges Rhino nicht leicht zurückkommt, waren wir dessen jetzt nicht sicher, da es sein Junges verloren hatte, und so waren wir auf der Hut. Nachdem wir eine Stunde erfolglos gewartet hatten, ließen wir einige Leute mit dem jungen Rhino nach Hause zurückkehren und beschlossen, mehr ostwärts zu gehen, um unseren Marsch nach Solo fortzusetzen.“

Fast unglaublich klingt die Schilderung der Jagd, die 1829 auf Einladung des Regenten von Batang stattfand und bei der sogar eine kleine Kanone gegen die Nashörner eingesetzt wurde. Mittelalterliche Tierhatzen und altrömische Zirkusspiele leben in diesem grauenvollen Bericht wieder auf.

„Ein großes ausgedehntes Gelände war umzäunt worden, und glücklich waren schon drei Rhinos und acht wilde Rinder auf diesem eingeschlossenen Raum zusammengetrieben. Unverweilt hatte man den Platz mit einem Graben von 3 bis 4 Fuß Tiefe und Breite umgeben, um namentlich die Rhinos daran zu hindern, die Umstellung zu durchbrechen. Man weiß, daß das Nashorn ungeachtet seiner Kraft sich durch einen Graben hindern läßt. In regelmäßigem Abstand an der Einfriedung entlang waren kleine Bambushütchen in 8 bis 10 Fuß Höhe erstellt, in die sich die Jäger setzten. An der Südseite der Einfriedung befanden sich Tausende von Zuschauern, die aus den weitabgelegenen Dörfern zusammengeströmt waren, um Schauspiel und Vorteil dieser Jagd zu genießen. Aus eigenem Antrieb hatten Hunderte von Javanern zur Verstärkung der Umzäunung und beim Ausheben der Gräben mitgewirkt, womit sie sich auch einen Anteil an der beträchtlichen Beute erhofften. Auf den höchsten Bäumen des eingeschlossenen Geländes waren Jäger placiert sowie Einheimische, die durch kleine Feuerwerkskörper, die sie ins Gebüsch warfen, das dort verborgene Wild aufjagen mußten. Sobald wir uns auf die angewiesenen Plätze begeben hatten,

hörte man schon das entsetzliche Getöse des Rhinos, das nahe unserm Sitzplatz durch einen kleinen Busch noch vor unseren Augen verborgen war, aber durch das Jöhlen der Menge und das Feuerwerk bald aus seinen Schlupfwinkeln zum Vorschein kam. Das Rhinoceros näherte sich uns langsam, und ich verhehle nicht, daß beim ersten Anblick meine Besorgnis sehr stark geweckt wurde und ich mit Mißtrauen den kleinen Graben sah, der unsere schwachen Bambusgestelle vor unserer furchtbaren Gegenpartei trennte. Wir ließen jedoch das Rhino sich nähern, und unsere Gewehre wurden nicht eher losgebrannt, als bis wir es gut vorm Schuß hatten. Das brachte das wütende Tier zum Zurückweichen, während es eine Wunde am Hals erhielt und die übrigen Schüsse den Kopf getroffen hatten. Wir hatten unsere Kugeln halb mit Zinn vermengt, so daß sie auf den geringen Abstand gut durchgedrungen waren. Man sagt, daß das Nashorn nur am Bauch, den Augen oder um die Ohren herum verwundbar ist. Ich habe jedoch vorn im Kopf zwei mit Zinn erhärtete Kugeln tief eingedrungen gefunden. Von der Haut des Rumpfes waren verschiedene Kugeln abgewiesen worden, was durch halbdauentiefe Eindellungen angedeutet war. Das Rhino, das nun in das westliche Gestrüpp des Jagdkoralls zurückgetreten war, traf dort auf den Trupp wilder Stiere, der, durch es verjagt, mit erschrecklicher Wucht blasend und schnaubend die Schützenlinie entlang kam. Die abgegebenen Schüsse fielen zwei Stiere und verwundeten verschiedene von ihnen. Das Rhino verfolgte die Stiere bis zur Mitte des Pferchs und traf dort ein zweites Rhino, das von der Ostseite herankam. Sofort fand dort ein gewaltiger Kampf zwischen diesen beiden schrecklichen Kolossen statt, bei dem wir nur Zuschauer sein konnten. Ihr Abstand von uns war zu groß, um ihnen mit der Kugel etwas antun zu können, und ich glaube, daß, wenn solches möglich gewesen wäre, selbst der hitzigste Jäger bei einem derartigen Anblick seine Waffe niedergelegt hätte, um so in Sicherheit ein erstaunliches und merkwürdiges Schauspiel zu genießen. Der Kampf war kurz, aber heftig. Das kleinste Rhino, das sich nachher als ein Weibchen erwies, flüchtete mit einer schweren Kopfwunde vor seinem gewaltigen Verfolger. Kurz darauf zeigte es sich mit dem dritten Rhino vor unserem Hochsitz, und einige wohlgezielte Schüsse ließen sie auf der Stelle tot niederstürzen. Das dritte Rhino, schwer verwundet, versuchte nun in seiner Wut, die Umzäunung zu durchbrechen, so daß wir eine mit Schrot geladene, unter uns placierte „Lilla“ (eine ganz kleine Kanone) auf ihn abgeschossen, was ihn zurückdrängte, er wütend die Absperrung entlang lief, aber durch den Graben und das Geschrei der Zuschauer wieder zurückgeschreckt wurde, bis ihn ein Schuß aus einem der Bäume umlegte. Das übriggebliebene Rhino, das noch wütend herumlief, traf jetzt mitten im Pferch ein Wildschwein, das von ihm mit erstaunlicher Kraft hochgeworfen wurde, so daß das Schwein tot wieder herunterplautzte. Der Trupp wilder Stiere wurde wieder durch ihn verjagt, und bei einem Angriff sahen wir, wie das Rhino einer Kuh den ganzen Bauch aufriß, so daß das Tier mit heraushängenden Eingeweiden im Pferch umherlief. Das verwundete Rhino ließ nun in dem kleinen Busch gerade vor uns das fürchterlichste Klagegetöse hören, und bald sahen wir an den Bewegungen auch der schwersten Bäume, die sich wie Grashalme unter seinen Tritten bogen, daß es wieder auf unseren Sitzplatz zukam. Zufällig traf er dabei auf das von uns erlegte Weibchen, das mit neuer Wut von ihm angefallen und völlig umgedreht wurde. Dabei hatten wir Gelegenheit, wieder verschiedene Schüsse auf den bereits schwerverwundeten Angreifer zu lösen, was ihn sein Opfer und unsere Nachbarschaft verlassen ließ. Kurze Zeit darauf zeigte er

sich unter einem der großen Bäume an der Südseite des Pferchs, aus denen ein beider eingeborener Jäger von Japara ihm den tödlichen Schuß beibrachte, womit das dritte und letzte Rhino fiel. Das Gejohle der Menge wurde sehr stark, und Hunderte von Javanern traten nun von allen Seiten her in den Pferch, um sich ihres Anteils an den Rhinos zu versichern. Die unvorsichtigsten ließen sich selbst nicht durch die noch herumlaufenden wilden Stiere abhalten, die allerdings ermattet im dichten Gesträuch verborgen waren, aber von Zeit zu Zeit miteinander kämpfend durch den Pferch kamen. Wir taten alles, was möglich war, die Javaner daran zu hindern, die Rhinos völlig zu schänden, aber erfolglos; die waren in kurzer Zeit von Haut und Fleisch beraubt, und nur mit viel Mühe gelang es mir, die Köpfe zu behalten.“

Ähnliche Berichte ließen sich zu Dutzenden anführen. Aber kehren wir wieder zu den Einhörnern des Mittelalters zurück. Wie ich bereits mitgeteilt habe, sind schon Nashörner zu Zeiten des Pompejus in Rom gezeigt worden. Im Jahre 1513 kam ein Panzernashorn nach Portugal, von dem Dürer im gleichen Jahre eine Zeichnung erhielt, nach der er zwei Jahre später seinen bekannten Holzschnitt anfertigte. Dieser Holzschnitt ist, außer dem Bild des Tieres auf einigen alten römischen Münzen, die erste Darstellung eines Nashorns, die auch sofort in verschiedene naturwissenschaftliche Werke übernommen wurde. Leider hatte dieser Holzschnitt einige zoologische Fehler, die später noch Anlaß zu Auseinandersetzungen geben sollten. Entweder hatte der Zeichner in künstlerischer Freiheit dem Nashorn außer dem Horn auf der Nase noch ein Hörnchen auf den Widerrist gesetzt, oder das Panzernashorn hatte tatsächlich auf dem Rücken eine Hautwucherung, die, in der Annahme, daß es sich um eine normale und für Nashörner typische Bildung handle, von dem Zeichner gewissenhaft übernommen wurde. Eine große Anzahl der von uns beobachteten Nashörner trug solche Häuthörner. So erhielt das Panzernashorn auf Dürers Holzschnitt zwei Hörner, und auch Kändler, der ein Panzernashorn in Meißner Porzellan schuf, nahm Dürers Holzschnitt zum Vorbild und setzte seinem Nashorn auch ein Hörnchen auf den Rücken. Heute ist dieses Hörnchen als Dürerhörnchen in der Zoologie bekannt.

König Emanuel von Portugal schickte dieses Panzernashorn, das der bildenden Kunst „Modell“ gewesen war, dem Papst. Aber das Nashorn zertrümmerte nicht nur seine Transportkiste, sondern sogar das Schiff, auf dem es reiste, und brachte es zum Sinken. Auch das zweite Panzernashorn, das eine Reise zur See von Frankreich nach Italien antreten sollte, erreichte nie sein Ziel. Ähnlich seinem Vorgänger brach es aus und ging über Bord. Leider konnte ich keinen ausführlichen Bericht über diese beiden interessanten Nashorntransporte finden. Buffon erwähnt in seiner Naturgeschichte der vierfüßigen Tiere nur die Tatsachen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Im Jahre 1685 kam ein Panzernashorn nach England. Ihm folgte 1736 ein weiteres, das in London ausgestellt wurde. 1741 erreichte das Panzernashorn, das fünf Jahre später in Leipzig auf der Messe zu sehen war, Amsterdam. 1749 wurde es in Paris gezeigt. 1770 gelangte wieder ein Panzernashorn in die königliche Menagerie von Paris. Es war dasselbe Nashorn, das später auf der Reise nach Italien ertrank. Im Jahre 1800 erhielt London ein Panzernashorn, und 1819 wurde noch einmal ein Panzernashorn auf der Leipziger Messe zur Schau gestellt.

Diese Riesen der Tierwelt, von denen heute nur sehr wenige in Zoologischen Gärten zu finden sind, waren bis in die ersten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts häufig in den Tierparks zu sehen. Auch der Dresdner Zoo erwarb im Jahre 1873 für 12 000 Mark ein Panzernashorn, das neunzehn Jahre lebte. Noch im Jahre 1915 wa-

ren die afrikanischen Spitzmaulnashörner eine besondere zoologische Rarität in den Tiergärten.

Heute ist es gerade umgekehrt. Das indische Panzernashorn ist selten und teuer. In Europa besitzen es nur die Zoologischen Gärten in Basel, Hamburg-Stellingen, Berlin und London. In Amerika ist ein Pärchen, das aus der Nachzucht der Panzernashörner von Basel und London erworben wurde, im Zoo von Milwaukee zu finden. Außerdem gibt es Panzernashörner in Tokio und in den meisten Zoologischen Gärten Indiens. Panzernashörner werden heute zum Preise von 50 000 DM gehandelt, während ein afrikanisches Spitzmaulnashorn nur 15 000 DM kostet. Den höchsten Preis erzielte ein Sumatra-Nashorn mit 120 000 DM, während ein Pärchen Weiße oder Breitmaulnashörner vor wenigen Jahren für 90 000 DM angeboten wurde.

Panzernashörner haben sich in den Zoologischen Gärten gut gehalten, wie schon die Angabe über das Dresdner Tier beweist. Auch in Hagenbecks Tierpark lebte ein Panzernashorn von 1930 bis 1955. Seitdem sie nun auch in Gefangenschaft züchten, ist das Interesse der Tiergärtner an Panzernashörnern erheblich gestiegen. Die Tragzeit konnte durch diese Zuchterfolge geklärt werden. Kalkutta meldete im Jahre 1925 die erste Geburt eines Panzernashorns in Gefangenschaft und gab eine Trächtigkeitsdauer von 18½ Monaten an. Die in den Zoologischen Gärten Basel und London festgestellten Tragzeiten betragen jedoch nur 474, 477 und 488 Tage, also 16 Monate. Die Geburtsgewichte der beiden Kälber, die in Basel das Licht der Welt erblickten, betragen 60,5 und 67,0 Kilogramm.

Wir wollen aber noch ein wenig in alten Tierbüchern blättern. Neben den Abbildungen von Panzernashörnern sind dort auch die Bilder von den sagenhaften Einhörnern zu finden. Diese Tiere gleichen in ihrer Körpergestalt den Ziegen oder Pferden. Das Horn, das ihnen stets aus der Stirn herauswächst, ist gedreht und läßt keinen Zweifel über seine Herkunft: Es ist ein Narwalzahn, der im Mittelalter als Horn des Einhorns verkauft wurde. Die meisten Einhörner sind Paarhufer. Nur Böcklins bekanntes Gemälde, das der Künstler „Schweigen im Walde“ nannte, zeigt das Einhorn als Einhufer. Obgleich ein derartiges Lebewesen noch nie lebend in Europa gewesen war, und auch die abenteuerlichen Berichte der Reisenden, die es gesehen haben wollten, immer häufiger angefochten wurden, so konnte doch der Beweis, daß es nur in der Welt der Sagen und in der Phantasie der Märchenerzähler lebt, nicht erbracht werden.

Den ersten ernstlichen und wissenschaftlich begründeten Angriff auf das Einhorn unternahm im Jahre 1827 der bekannte Naturforscher Cuvier. Er bewies, daß es einen Paarhufer mit nur einem Horn mitten auf der Stirn nicht geben kann, denn ein solches Tier müsse einen geteilten Stirnknochen haben, und auf der Naht kann kein Horn wachsen.

Allerdings konnte diese Meinung nur für die Hörner mit Knochenzapfen und Hornscheide, wie sie von Rindern, Antilopen, Ziegen und Schafen getragen werden, zutreffen. Eine genaue Kenntnis der Anatomie vom Horn des Nashorns hatte man noch nicht. Es ist nämlich kein Knochen, sondern eine Bildung der Haut, die nicht mit dem Schädel verwachsen ist, sondern mit der Haut vom Körper des Tieres gelöst werden kann. Während also die Wissenschaft das Einhorn als Fabeltier kennzeichnete und das einhornige Nashorn als einziges wirklich lebendes Einhorn anerkannte, spukte das Sagengeschoß im Aberglauben bis in unsere Tage weiter. Ganz überraschend kam deshalb im Jahre 1933 die Nachricht des amerikanischen Biologen Dove, daß er

im Besitz eines lebenden Einhorns sei. Dieses Einhorn war allerdings nicht in freier Wildbahn gefangen worden, sondern in seinem Laboratorium entstanden. Er hatte bei einem Ayrshire-Bullenkalb die beiden Hornanlagen abgetrennt und sie auf die Stirnmitte verpflanzt, wo sie zu einem Hornkern verschmolzen. Ganz getreu dem sagenhaften Vorbild wuchs dem Bullen ein langes gerades Horn aus der Stirn. Damit wurde die Frage nach dem lebenden Vorbild des Einhorns erneut aufgeworfen. Kannten Rinderhirten des Altertums diese Operation? Haben sie derartige Veränderungen an ihren Rindern vorgenommen? Plinius schreibt in seiner Naturgeschichte: „Und so folgsam ist die Natur, daß man die Hörner an lebendigen Tieren durch heißes Wasser biegsam machen, auch beim Hervorbrechen zerteilen und die Teile nach verschiedenen Richtungen hin drehen kann, so daß auf einem Kopf vier Hörner entstehen.“

Wenn die Besitzer der Herden aus zwei Hörnern vier zu machen verstanden, warum sollten sie nicht auch durch einen ähnlichen Eingriff aus zwei Hörnern eins gemacht haben?

Derartige Einhörner, die vielleicht aus kultischen Gründen künstlich erzeugt wurden, könnten bei den Reisenden größtes Aufsehen erregt haben. Sie mögen, wenn es sie wirklich gab, auch hier und da zum Anlaß für phantastische Berichte über Einhörner geworden sein, aber sicher sind sie nicht *das* Einhorn, von dem in den Büchern des Altertums geschrieben wurde.

So hat das Fabelwesen viele Väter. Den Hauptanteil an seiner Entstehung aber trägt die Übersetzung des hebräischen Re'em in das griechische monoceros. Das war die Geburt des Einhorns, die nun Anlaß gab, nach dem seltsamen Wesen zu suchen. Es wurde entdeckt in den drei Nashornarten, die in Indien lebten, in den Flachreliefs von Babylon, in den Plastiken von Persepolis, in den künstlich erzeugten einhornigen Stieren der Hirtenvölker und in den wahrscheinlich durch Fangverletzungen zu Einhörnern gewordenen Antilopen von Mekka. Aber auch das wundertätige Horn hatte verschiedene Ursprünge. Die Zähne des Narwals, die Stoßzähne fossiler Rüsseltiere und die Hörner der Nashörner aus Indien und Afrika wanderten unter falschem Namen aus Unkenntnis oder als bewußte Fälschung geschäftstüchtiger Händler in asiatische Apotheken und europäische Fürstenthöfe.

Pedersen, einer der besten Kenner der arktischen Tierwelt, macht in seiner Veröffentlichung über den Stoßzahn des Narwals einige interessante Angaben über die Verwendung dieses Zahnes in den mittelalterlichen Apotheken.

„Als dem Horn des Einhorns schrieb man dem Narwalzahn allerlei Wunderkräfte zu und bezahlte ihn, da anfangs wohl nur wenige Zähne nach Europa gelangten, mit unglaublich hohen Summen. Noch im 16. Jahrhundert wurden im Bayreuther Archiv auf der Plassenburg bei Kulmbach vier Narwalzähne als außerordentliche Seltenheit aufbewahrt. Für den größten von ihnen wurden im Jahre 1559 von den Venetianern 30 000 Zechinen geboten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, in den Besitz des Zahnes zu gelangen. Ein anderer dieser Zähne wurde als Arzneimittel, jedoch nur für die Angehörigen des Fürstenhauses, verwendet; man hielt ihn für so kostbar, daß immer Abgeordnete beider Markgrafen von Bayreuth zugegen sein mußten, wenn

Auf dem Kopf tragen die Khasitänzerinnen silberne Kronen, um den Hals schwere Ketten aus Gold und Edelsteinen, und an den Handgelenken kunstvoll geschmiedete, silberne Manschetten. Ein Bild aus tausendundeiner Nacht.





ein Ring von ihm abgesägt wurde. Das abgetrennte Stück wurde pulverisiert und das Pulver gebrannt. Ein Zahn, der in der kurfürstlichen Sammlung zu Dresden an einer goldenen Kette hing, wurde auf 100 000 Reichsthaler geschätzt. Nach und nach begann man jedoch, an der Echtheit der Einhörner zu zweifeln. So heißt es in einem im Jahre 1679 erschienenen Büchlein über Grönland von La Peyére:

„Groenland ist allzeit sehr fruchtbar gewest an denen Hörnern / die man Einhörner nennet. Man halte nun für gewiß / daß diese Art Hörner / welche man in Dänemark findet / denen in Frankreich durchgehends gleich seyn. Und daß diese in Dänemark aus Groenland kommen; es wird so billig gefragt / was für Thiere in Groenland solche Hörner tragen / ob die Thiere auf Erden leben / oder Fische seyn.“
Auch schon vorher, zu Anfang des 17. Jh., mußte die Grönländische Handelsgesellschaft in Kopenhagen, die offenbar einen einträglichen Handel mit Narwalzähnen als Einhörnern betrieb, erfahren, daß man der angebotenen Ware nicht mehr überall guten Glauben schenkte. Einige besonders große Zähne, welche die Handelsgesellschaft nach Moskau geschickt hatte, um sie an den Zaren zu verhandeln, kamen mit der Begründung zurück, es wären gar keine Einhörner, sondern Fischzähne. Je mehr man nun zu der Überzeugung kam, daß diese Zähne nicht vom Einhorn stammten, desto mehr verloren sie ihre ‚Wunderkräfte‘ und ihren hohen Wert; dennoch führten Apotheken noch lange Zeit gebranntes Narwalpulver als wirkungsvolles Heilmittel gegen Gicht und andere Gebrechen.“

Erst als das Brummen der Lichtmaschine verstummt und alle Lampen verlöschen, gehen wir zu Bett. Am nächsten Morgen nehmen wir von den Förstern Abschied, die uns in den vergangenen Wochen zu guten Freunden geworden sind. Der Pilot auf dem Flugplatz Jorhat bittet uns, einzusteigen.

„Von ihren Nashörnern können sie sich später verabschieden, wenn wir über Kaziranga hinwegfliegen. Ich werde mit der Maschine so tief wie möglich hinuntergehen, wenn wir über dem Reservat sind.“

Die Motoren dröhnen. Langsam fährt das Flugzeug zur Startbahn. Wir winken noch einmal den Wildhütern von Kohora zu, die grüßend ihre Hüte schwenken. Dann rast die Maschine über das Rollfeld, erhebt sich, zieht einen Bogen über Jorhat und folgt dem Brahmaputra, der als breites silbernes Band unter uns liegt. Schon ist Kaziranga erreicht. Die Hütten von Arimara, umgeben von grünem Sumpfland, tauchen auf. Das Flugzeug senkt sich. Wir können jeden einzelnen Baum erkennen. Sind die grauen Hügel am Rande des Galeriewaldes Felsen? Nein, Elefanten sind es, die langsam über eine Sumpfwiese ziehen. Dort steht ein Nashorn, und jenseits des Waldstreifens äsen drei Panzernashörner dicht beieinander. Auf Wiedersehen, Kaziragan, wir kommen wieder!

Es werden den Reisenden täglich nur zwei Möglichkeiten geboten, von Gauhati, der feuchtheißen Stadt am Ufer des Brahmaputra, in die klaren, kühlen Höhen von Shillong zu gelangen. Die Serpentinstraße, die in unzähligen Windungen die ein-

Wie von unsichtbarer Hand geschoben bewegen sich die Tänzerinnen, Schachfiguren ähnlich, über den Rasen. Dabei bleibt der Körper in starrer Haltung, der Blick zu Boden gesenkt. Eine monotone Musik befiehlt den Rhythmus zu diesem seltsamen Tanz.

tausendachthundert Meter auf die Khasiberge hinaufklettert, darf nur als Einbahnstraße befahren werden. Auf halbem Wege wird von der Verkehrspolizei streng, und in diesem Falle wahrhaftig unbestechlich, der Schlagbaum bedient. Vor ihm sammeln sich zu festgelegter Zeit einmal am Vormittag und ein zweites Mal am Nachmittag die Kraftfahrzeuge, die von Shillong kommen und die Karawane der Wagen, die nach Shillong wollen.

Für uns ist das Tor heute schon geschlossen, denn unser Flugzeug landet zu spät in Gauhati, so daß wir nicht am gleichen Tage den Weg nach Shillong antreten können. Diese Verzögerung und die damit verbundene Übernachtung hatten wir einberechnet. Weil es in Gauhati nur ein Hotel geben soll, das in europäischem Stil eingerichtet ist, und die Zimmer dieses Hotels jeweils schon für viele Wochen im voraus bestellt sind, hatten wir den Zoodirektor von Gauhati telegrafisch gebeten, für uns einen Raum im Dak-Bungalow des Forstamtes zu reservieren.

Der freundliche Kollege nimmt uns am Flughafen in Empfang und bringt uns mit seinem Jeep zum Forstamt. Mit der Gebärde des Bedauerns führt er uns in den kleinen Raum, der nur zwei Feldbetten, einen Tisch und zwei Stühle enthält. Wir hatten weder Luxus erwartet noch gewünscht. Allerdings müssen wir um Bettzeug bitten, denn wir sind nicht im Besitz der für alle reisenden Inder unentbehrlichen Schlafrolle, die eine dünne Matratze und eine Decke enthält. Dieser treue Reisebegleiter wird auf den Betten des Inderhotels genauso wie auf dem Boden des Eisenbahnabteils entrollt. Seine Segeltuchhülle dient als Unterlage. Der Zoodirektor bringt uns aus seinem Haushalt zwei Bettlaken, Wolldecken benötigen wir nicht, denn feuchte Hitze brütet in Gauhati. Die riesige Verdampfungsfläche des träge dahinziehenden lehmig-gelben Brahmaputra und die überschwemmten Reisfelder am Rande der Stadt sorgen für hohe Luftfeuchtigkeit, die oft den Sättigungsgrad erreicht. Der Hausmeister des Dak-Bungalows hat das Abendessen selbst zubereitet und bringt uns damit in die unangenehme Situation, daß wir aus Höflichkeit von einer Speise essen müssen, die für den europäischen Gaumen unerträglich ist. Pfeffer und andere Gewürze hat unser Gastgeber in stärkster Konzentration verwendet. Die Mundhöhle brennt wie Feuer. Tränen quellen aus den Augen. Wir schnappen wie Fische, die aufs Land geworfen worden sind, nach Luft. Jeder Bissen wird zu unbeschreiblicher Qual. Wir haben uns immer den Sitten der Volksstämme, von deren Angehörigen wir zu Tisch geladen waren, angepaßt. Wir haben in den Steppen Ostafrikas sogar ohne eine Miene zu verziehen, ein Gemisch von Milch und Rinderurin getrunken, das uns die Massai anboten. Dieses Getränk war nicht wohlgeschmeckend, und der Gedanke an seine Zusammenstellung beunruhigte unsere Mägen sehr, aber es war trinkbar. Diese Mahlzeit jedoch ist, auch wenn wir die besten Vorsätze haben, sie zu bewältigen, ungenießbar. Ich könnte mir vorstellen, daß sie als Prüfungssessen einem Lehrling vorgesetzt wird, der Feuerschlucker werden will. Wenn wir den um unser Wohl besorgten Hausmeister, der uns mit traurigem Gesicht die noch gefüllten Schüsseln abräumt, nur erklären könnten, warum es uns nicht möglich ist, diese Speisen zu verzehren. Er spricht und versteht nur wenige Worte Englisch, die nicht ausreichen, ihn zu trösten oder unseren dahinschwindenden guten Ruf zu retten.

Die Nacht ist hereingebrochen. Die stickige Luft steht in den engen Straßen von Gauhati und drückt uns den letzten Tropfen Schweiß aus den Poren. Ein unerklärliches Mißbehagen hat uns erfaßt. Daran tragen nicht allein die Hitze und der Pfeffer Schuld, der immer noch auf unserer Zunge brennt. Vielleicht sind es Nachwirkungen

der Strapazen, die wir in den vergangenen Wochen ertragen haben. Diese gespannte Stimmung eignet sich nicht für Gespräche. Geräuschlos tritt der Hausmeister in das dunkle, nur von einer Petroleumlampe erleuchtete Zimmer und spannt über unseren Betten die Moskitonetze auf. Gauhati ist eine der wenigen Städte in Assam, die trotz des erfolgreichen Feldzuges gegen die Anophelesmücke immer noch zahlreiche Malariaerkrankungen aufzuweisen hat. Ich kenne und hasse den hohen, singenden Ton der fliegenden Mücke. Er hat meine Nerven in Afrika oft genug gereizt, denn ich kann die Augen nicht schließen, bevor ich nicht die letzte Mücke, die unter meinem Moskitonetz summt, zur Strecke gebracht habe.

Ein fernes dumpfes Rollen läßt uns die Ursache unserer prickelnden Stimmung erkennen: ein Gewitter hat sich über die Berge hinweggeschoben und fließt nun wie ein Strom aus wallenden Wolken über das Tal des Brahmaputra auf Gauhati zu. Das Licht des Mondes hebt die Ränder der sich ständig in ihrer Form wandelnden Wolkenberge fahl gegen den schwarzen Sternenhimmel ab. Blitze zucken. Plötzlich ist der Sturm da. Er jagt heulend Kälte verbreitend durch das Tal. Palmen werden wie Schilfhalme gebogen. Papier und Staub drehen sich in rasendem Tanz, steigen auf, bilden eine wirbelnde Säule, die im nächsten Augenblick in sich zusammenbricht und wenige Meter entfernt neu entsteht. Das Flämmchen unserer Stallaterne flackert und verlöscht, denn der Sturm hat plötzlich seine Richtung geändert und stürzt durch das Fenster in unser Zimmer, reißt die Moskitonetze hoch, weht die Decke vom Tisch und wirft krachend die Tür zu. Dann ist es still, unheimlich still. Schlagartig, wie der Sturm auftrat, ist er auch wieder verstummt. Ich schaue auf die Straße hinaus. Nichts regt sich, sogar die Zikaden schweigen. Durch die Ritzen der Türen und Fensterläden dringen Lichtfäden. Die Wedel der Palmen hängen schlaff herab. Auch die Kälte, die mit dem Sturm kam, ist verschwunden. Wieder kriecht die feuchte Schwüle durch die Straßen. Diese Stille ist unheimlich. Sie birgt das ängstliche Warten auf den großen Einsatz, denn über uns brodeln die Gewitterwolken, die sich untereinander mit Blitzen beschießen. Ich flüchte in unseren Dak-Bungalow zurück. Wir schließen Fenster und Türen, legen uns auf die Feldbetten und lauschen in die unheilvolle Ruhe hinein. Blitz und krachender Donnerschlag zerreißen die Stille. Sturm drängt gegen die Tür. Regen trommelt auf das Dach und verwandelt sich in einen Strom, in eine Wasserwand. Wieder prallt der Sturm gegen unseren Bungalow, stößt den Fensterladen auf und schüttet einen Wasserfall von Regen über Wolfgang, dessen Bett unter dem Fenster steht. Wir springen hoch und ziehen mit vereinten Kräften den morschen, von Termiten zernagten Fensterladen, den der Sturm gegen die Hauswand drückt, wieder vor das Fenster. Serien von Blitzen erhellen die Nacht, und der Donner wird zum pausenlosen ohrenbetäubenden Lärm. Wir sitzen auf unseren Betten und warten auf das Ende des Unwetters.

Das Schütten des Regens mindert sich zum Trommeln schwerer Tropfen. Das unterbrochene Rollen des Donners wandelt sich zu einzelnen Schlägen, und die Blitze werden seltener. Dann ist es wieder still. Wir reißen Tür und Fenster weit auf. Der Himmel über uns ist klar. Sterne blinken, und nur am Horizont leuchten noch die Wetter über den Berggipfeln.

Wir haben tief und traumlos geschlafen. Nach einem Besuch des im Aufbau befindlichen Zoologischen Gartens von Gauhati, dessen Direktor im Hauptberuf Forstmeister eines Distrikts ist, eine Regelung, die in vielen Tiergärten Indiens zu finden ist, treten wir unsere Fahrt mit der staatlichen Taxe nach Shillong an. Es gibt außer-

dem noch die Möglichkeit, mit dem Autobus zu reisen, aber wir entscheiden uns für den Personenkraftwagen, weil wir unabhängig von anderen Fahrgästen sein möchten und an landschaftlich besonders interessanten Punkten aussteigen und fotografieren wollen. Um Vegetationsaufnahmen haben uns geographische und botanische Institute der Universitäten gebeten. Diese Wünsche sollen erfüllt werden, und die Fahrt nach Shillong wird uns dazu viele Möglichkeiten bieten.

Aus der tropisch-feuchtheißen Urwaldzone des Brahmaputratals steigen wir in dreistündiger Fahrt bis in eintausendachthundert Meter Höhe hinauf, wo Eis und Schnee im Winter die Berge bedecken. Es ist eine Fahrt durch drei Vegetationsgürtel. Wollten wir sie in horizontaler Richtung bewältigen, so müßten wir vom Äquator über das Mittelmeer bis in die südlichen Ausläufer der Alpen fahren.

Vorläufig säumt noch üppiger Dschungel, durchsetzt mit Bambus und überragt von Urwaldriesen, die Straße. Aber bald schon klettert der Wagen auf Serpentinien die Berge hinauf. Der Wald wird lichter. Immergrüne Gewächse treten vereinzelt auf, Teegärten schieben sich dazwischen. Der Schlagbaum ist erreicht. Wir müssen warten. Die Hütten des Dorfes, in dessen Mitte die Straße geteilt wird, sitzen an den Berghängen. Ihre Bewohner verkaufen Obst und Gemüse am Straßenrand. Apfelsinen, Mandarinen, Äpfel, Tomaten, Gurken und Bohnen sind zu Hügeln aufgestapelt, hinter denen in Woldecken gehüllte Frauen hocken, die sich durch breitere Gesichter und hellere Hautfarbe von den Indern des Tieflandes unterscheiden. Sie erinnern an Tibetaner, obgleich sie bei weitem nicht so ausgeprägte mongolide Merkmale zeigen. Wahrscheinlich wird uns dieser Vergleich auch durch die den Tibetanern ähnliche Kleidung aufgedrängt. Ihr schwarzes Haar tragen sie zu einem dicken Knoten gebunden, der ihnen im Nacken hängt.

Der zweite Teil der Fahrt bringt uns in eine andere Welt. Immer dünner und niedriger werden die Stengel des Bambus, und die Laubbäume werden durch Kiefern und Lebensbäume abgelöst. Aber auf den Nadelbäumen sitzen Orchideen, deren gelbe Blüten aus dem dunklen Grün hervorleuchten. Sie können hier gedeihen, weil es oft und reichlich regnet, ist doch einer der Orte mit den höchsten Niederschlägen auf unserer Erde, Cherrapunji, nur wenige Kilometer von Shillong entfernt. Aus den Felswänden plätschern Quellen, stürzen über Steine und fallen in das Tal hinab, das tief unter uns liegt. In steilen Kurven klettert die enge Straße, die keinen Raum für einen Gegenverkehr läßt, auf die Berge hinauf. Oft sind die Räder nur noch Zentimeter vom Abgrund entfernt, wenn unser Fahrer in die Kurven geht. Die ersten Häuser von Shillong tauchen auf. Sie haben Schornsteine, denn im Winter sinkt die Temperatur auf null Grad herab.

Unser Wagen fährt zum Taxistand. Als wir in den von Autos und Bussen überfüllten Hof einbiegen, rennt uns eine Schar verwegener aussehender Männer entgegen. Sie halten sich an den Türgriffen fest und laufen neben dem Wagen her. Noch bevor das Auto zum Stehen gekommen ist, reißen sie die Türen auf und überfallen uns mit einem Wortschwall. Sie strecken ihre Hände nach unseren Koffern aus und halten uns blitzende Metallmarken vor das Gesicht, die sie als registrierte Gepäckträger ausweisen. Wir benötigen keinen Träger. Wir steigen in eine andere Taxe, die für den Ortsverkehr eingesetzt ist. Auch ist unser Gepäck nicht umfangreich. Aber das schmälert den Berufseifer der Markenbesitzer nicht. Ungebeten ergreifen sie alles, was wir nicht fest in den Händen halten, und schleppen es zu dem anderen Wagen hinüber, der uns zum Hotel bringen soll.

Der erste Eindruck, den wir von der Hauptstadt Assams empfangen, ist enttäuschend. Gemüseabfälle, Papier und anderer Unrat liegen in den Straßen. Schreckhafte, verwahrloste Hunde streunen umher. Bauwürdige Häuser tragen den Stempel der Armut. Aber das Stadtbild ändert sich schlagartig, als wir in das Innere der Stadt gelangen. Verkehrspolizisten in tadellos weißen Uniformen regeln den Verkehr. Moderne Geschäftshäuser, Krankenhäuser und Schulen tauchen auf. Ihre hellen, sauberen Fassaden leuchten grell in der Mittagssonne. Niedrige gepflegte Bungalows, von Blumenärten umrahmt, säumen die Straße. Wir sind in einem Höhenkurort. Kiefernwälder bedecken die Berge von Shillong. Immer reizvoller wird die Landschaft, und mitten in dieser schönen Landschaft liegt unser Hotel. Es heißt „Pine-Wood“. Sein Name verspricht, was Landschaft und Geschäftsführer zu halten vermögen. Es ist von hohen Kiefern umgeben. Gepflegte Blumenpolster säumen die Einfahrt, und in den Arkaden vor den Gastzimmern blühen in hängenden Körbchen herrliche Orchideen. Ein barfußiger Diener bringt uns zum Zimmer. Es ist behaglich und sauber. Wir packen die Koffer aus und beladen uns mit Kameras, Objektiven und Filmen. Nach den arbeitsreichen Wochen in den feuchtheißen Dschungeln könnten wir einen Urlaub in der kühlen klaren Luft gut gebrauchen, aber wir sind um zu arbeiten nach Shillong gekommen. Die Khasi, deren Schönheit überall in Indien gelobt wird, tanzen drei Tage im Jahr, und nur zu diesem Tanzfest legen sie ihre prächtigen Gewänder und den kostbaren Schmuck an. Wir wollen jede Minute nutzen, um das farbenfrohe Treiben auf dem Festplatz zu fotografieren, denn der erste Tag ist bereits vorüber. Außerdem darf man in der Nähe Cherrapunjis dem Wetter nicht trauen. Eine Taxe bringt uns wieder hinab in die Stadt. Tausende haben das gleiche Ziel wie wir. Immer breiter und dichter wird der Strom der Menschen, der sich bergab zum Festplatz hin bewegt. Die Straßen sind mit Fußgängern verstopft. Es ist fast unmöglich, mit dem Wagen hindurchzukommen. Aber die Geduld der indischen Chauffeure und die Umsicht der Verkehrspolizisten bringen es zuwege, daß wir unser Ziel erreichen, ohne einen Passanten auf den Kühler genommen zu haben.

Stimmengewirr dringt wie das Summen eines aufgestörten Bienenschwarms an unser Ohr. Dumpfer Trommelschlag lockt eindringlich und erregend. Eine Flöte dudelt auf orientalische Art eine an- und abschwellende melancholische Weise. Mit schußbereiter Kamera bahnen wir uns einen Weg durch die Mauer der Schaulustigen. Als wir uns zur Tanzwiese vorgedrängt haben und den ersten Blick auf die Tänzerinnen werfen, sind wir bezaubert von der Schönheit des Bildes, das sich uns bietet. Junge Frauen und zarte kleine Mädchen in farbenprächtigen Gewändern tanzen. Es ist kein Tanz, wie wir ihn kennen. Es ist weniger und mehr. Die Körper der Frauen bleiben puppenhaft steif und unbeweglich. Der Kopf wird aufrecht getragen. Die Arme liegen am Körper an. Die Augen sind zum Boden herabgesenkt oder geschlossen. Die Frauen bewegen sich ganz langsam über die Wiese. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß es gar keine Menschen sind, die vor uns tanzen, sondern Puppen aus orientalischen Märchen, die an unsichtbaren Fäden über das Feld gezogen werden. Nur die Zehen heben sich wenige Zentimeter und ziehen den nackten Fuß nach, ohne die Ferse vom Boden zu lösen. So schieben sich die Mädchen bei jeder Tanzbewegung vorwärts, rückwärts oder seitwärts über das Feld. Es ist unheimlich, aber auch unbeschreiblich schön. Die Tanzgruppen bestehen jeweils aus drei oder vier Mädchen. Ein dunkler steifer, bis zu den Knöcheln herabfallender Wollrock umschließt den Körper der Frauen. Blaue, dunkelgrüne oder weinrote Samtblusen stehen in leb-

haftem Kontrast zu dem dottergelben kasakähnlichen Überwurf aus weicher glänzender Seide, der mit rotbraunen Ornamenten bestickt ist. Jede Tänzerin hält ein Taschentuch graziös zwischen den Fingerspitzen.

Die Kleidung der Khasifrauen ist wertvoll, ihr Tanzschmuck aber kostet ein Vermögen. Lange, sorgfältig handgeschmiedete Silberketten hängen bis zu den Hüften herab. Den Rücken schmückt ein schweres faustgroßes Silbergeschmeide, das von Filigran-Silberkettchen gehalten wird. Breite Silbermanschetten umschließen die Handgelenke. Silberne Armreifen schmücken Ober- und Unterarme. Eine hohe Silberkrone sitzt auf dem schwarzen Haar, das als langer Pferdeschwanz auf den Rücken herabfällt. Goldene und silberne Ringe zieren die Finger. Am wertvollsten jedoch sind die beiden schweren Ketten auf der Brust der Tänzerinnen. Sie bestehen aus dicken goldenen Kugeln und korallenroten Halbedelsteinen. Wir können uns nicht sattsehen an diesem farbenprächtigen Bild, an den schönen, ganz dem Tanze hingebenen Khasimädchen. Das sonnige Wetter und die klare, staubfreie Luft geben uns die besten Voraussetzungen für gute Farbaufnahmen. Wir öffnen die Kameras, rüsten sie mit Teleobjektiven aus und wollen die erste Aufnahme „schießen“, als sich uns die Hand eines Polizisten auf die Schulter legt.

„Es tut mir sehr leid, aber das Fotografieren ist hier nicht gestattet. Bitte, schließen sie die Kameras!“ befiehlt er ruhig und bestimmt. Damit haben wir nicht gerechnet! Wir sind nach Shillong gefahren, um den Tanz zu sehen und im Bilde festzuhalten, und nun kommt ein Polizist in rotem Fez und sagt: „Not allowed!“ Mit dem Hüter der Ordnung zu streiten, wäre sinnlos und undiplomatisch. Ich setze ein lebenswürdiges Lächeln auf, bemühe mich, so scharmant wie möglich zu sein und verlege mich aufs Bitten. Der junge Polizist wird verlegen.

„Glauben sie mir, bitte, Madam, daß ich ihnen sehr gern helfen möchte. Aber ich darf ihnen das Fotografieren nicht erlauben. Unsere Menschen sind noch abergläubisch und haben Angst vor der Kamera. Sie würden sich ernststen Unannehmlichkeiten aussetzen.“

Diese Farben! Solch ein Wetter! Und Fotografierverbot! Vielleicht ist es möglich, von einer anderen Seite des Festplatzes aus und von Polizisten unentdeckt heimlich zu fotografieren. Aber ein Rundblick raubt uns die letzte Hoffnung. Es sind zu viele rote Feze in der Mauer der Schaulustigen, und wir, als einzige Europäer, fallen überall auf.

Schweren Herzens lösen wir die Teleobjektive von den Kameras, verpacken sie sorgfältig und schließen die Kamerataschen. Der Polizist, der wie ein Schatten hinter uns stand, wendet sich befriedigt ab. Unsere Enttäuschung mindert die Begeisterung an diesem ungewöhnlichen Schauspiel nicht. Die Trommeln ziehen uns wieder in ihren Bann, und die Schönheit der gekrönten, schmucküberladenen Tänzerinnen, von denen jede wie eine Märchenprinzessin aus Tausendundeiner Nacht aussieht, mildern unseren Ärger.

Wieder legt sich eine Hand auf meine Schulter, ganz zaghaft und leicht. Sie gehört diesmal keinem Polizisten, sondern einer jungen Frau. Sie atmet hastig, als wäre sie schnell gelaufen. Ihr Mund bewegt sich, formt Worte. Aber sie ist so aufgeregt, daß sie keinen Ton herausbringt. Mein freundliches Lächeln ermuntert sie.

„Please, follow me“, stammelt sie und berührt meine Hand. Sie verschwindet in einer Bankreihe, und wir folgen ihr. Hundert Augenpaare tasten uns ab. Die junge Frau bleibt vor einem Sitz in der dichtbesetzten Bankreihe stehen und lädt uns ein,

Platz zu nehmen. Sie zwängt sich neben mich. Unsere Banknachbarn, es sind ausnahmslos Frauen und Mädchen, stecken die Köpfe zusammen und rücken kichernd zur Seite, daß auch Wolfgang sich setzen kann.

Wir bedanken uns herzlich für die Freundlichkeit und erfahren, daß die Frau unsere Verhandlungen mit dem Polizisten beobachtet hat. Sie hatte gemerkt, daß wir uns ärgerten und will uns durch ihre Liebenswürdigkeit zu verstehen geben, daß wir trotz aller Verbote bei den Khasi willkommen sind. Sie hat ihre Scheu überwunden, um den „guten Ruf“ der Khasi wiederherzustellen. Kaum hat sich die Verwundung der Frauen über meine für indische Verhältnisse sehr ungewöhnliche Kleidung gelegt, behandeln sie mich als ihresgleichen. Unsere Freude an den tanzenden Mädchen — ihren Töchtern und Schwestern — macht sie glücklich. Gemeinsame Freude, gemeinsames Lachen sind die besten Voraussetzungen für einen guten Kontakt mit Menschen, deren Sprache man nicht versteht. Überall sehen wir in freundliche, lächelnde Gesichter. Alte Weiblein mit Wolltüchern über den Schultern verfolgen gespannt das Treiben auf dem Festplatz. Ihre kleinen, von schwerer Arbeit gezeichneten Hände ruhen im Schoß. In ihren gutmütigen breiten, von unzähligen Falten durchzogenen Gesichtern leuchtet Festtagsfreude. Sie sind stolz auf ihre Kinder und Enkel. Vielleicht erinnern sie sich noch der Zeit, wo sie, von ihren Müttern wohlwollend, aber kritisch beobachtet, auf dem gleichen Platz tanzten. Das liegt Jahrzehnte zurück, denn nur ledige Frauen dürfen tanzen, und in Indien heiratet man früh. Auch kleine Mädchen sitzen als Zuschauer neben uns. Sie lehnen sich an ihre Mütter oder stützen das Kinn auf die Hände und schauen mit sehnsüchtigen Augen auf die farbenprächtigen Gewänder und den kostbaren Schmuck der Tänzerinnen. Ihre Wangen glühen. Wahrscheinlich träumen sie davon, auch einmal die farbenfreudige Tracht tragen und mit einer blumengeschmückten Silberkrone auf dem Kopf zum monotonen Rhythmus der Musik tanzen zu dürfen. Aber allein der Schmuck der Tänzerinnen kostet ein Vermögen. Es gibt nur wenige, die so viel Geld aufbringen können. Wo die Tanztracht Familienbesitz ist und von Generation zu Generation weitervererbt wird, muß die jüngste Tochter warten, bis ihre älteren Schwestern unter die Haube gekommen sind.

Ein aufgeregtes Tuscheln springt durch die Reihen der sitzenden Frauen. Einige erheben sich von ihren Plätzen. Ursache der Aufregung ist eine Schar Männer, die sich jetzt am Tanz beteiligt. Sie tragen bunte Westen, Dhotis und weiße, mit einem Federbusch geschmückte Turbane. Ihre Brust zieren goldene und silberne Ketten. In den Händen schwenken sie Büschel aus Tierhaaren. Wahrscheinlich sind es die Schwänze vom Yak, dem tibetischen Grunzochsen. Sie springen um die Tänzerinnen herum, die aber von den Männern keine Notiz nehmen.

Staub wirbelt unter den nackten Füßen der Männer auf. Das dumpfe Tam-Tam der großen Trommel jagt sie über das Feld. Nach der dritten Runde verschwinden sie, um wenige Minuten später wieder aufzutreten.

„Schwertertanz“, flüstert mir unsere Khasifrau zu.

Der Tanz unterscheidet sich kaum von dem vorangegangenen, nur, daß die Männer statt der Haarbüschel klirrende, furchteinflößende Schwerter in ihren Händen schwingen.

Da löst sich ein Tänzer aus der Gruppe, springt zu einer Frau hinüber und hüpfet unter grotesken Verrenkungen um die tanzende Schöne herum. Er ist der älteste und unansehnlichste aller Tänzer, aber er ist ein Spaßvogel. Sein Solotanz ist der Balz

eines Vogels nicht unähnlich. Er reckt und streckt sich, plustert sich auf und girrt selbstgefällig um das mit zu Boden gesenktem Blick tanzende Mädchen herum. Sofort gehören ihm Aufmerksamkeit und Beifall der Zuschauer. Die Frauen schütteln sich vor Lachen und ermuntern ihn durch Zurufe. Eine Frau neben mir springt auf, zupft mich am Ärmel und weist begeistert auf den Solotänzer. Unsere Banknachbarn stoßen sich gegenseitig an und kreischen vor Vergnügen. Das Auftauchen eines Polizisten auf dem Festplatz bewirkt, daß sich der Alte schnell wieder in die Gruppe der Tänzer einordnet. Seine Darbietungen hatten anscheinend mit dem traditionellen Schwertertanz nichts zu tun. Mit einem verschmitzten Lächeln kostet er die Wirkung seiner verwegenen Improvisation aus.

Ein Tanz löst den anderen ab. Unermüdlich bewegen sich die kleinen, zierlichen, nackten Füße der Mädchen über den Festplatz. Sie tanzen stundenlang — ohne Pause. Nur selten verläßt eine Tänzerin das Feld, um sich neben ihren Verwandten auf der Bank auszuruhen. Auch Kinder, kaum älter als sechs Jahre, tanzen mit. Es scheint, als hätten sie mit dem Alltagskleid ihr Kindsein abgestreift. Das Tragen des kostbaren Gewandes verleiht Würde und Ansehen. Mit ernsten, feierlichen Gesichtern eifern sie den älteren geübteren Tänzerinnen nach. Ihre Anmut, die Art, wie sie das Köpfchen tragen oder das seidene Tüchlein zwischen den Fingerspitzen halten, ist bezaubernd. Wir können uns nicht sattsehen an dem herrlichen Bild und verwünschen die rotbefeizten Männer, die uns das Fotografieren verbieten.

Schon fallen lange Schatten auf die Wiese. Die rote Abendsonne läßt die Gewänder der tanzenden Khasi noch farbiger erscheinen. Als sie schließlich hinter den Bergen verschwindet, wird es schnell kühl. Wir sind an feuchtheiße Temperaturen gewöhnt. Der erste Windhauch jagt uns Kälteschauer über den Rücken. Wir verabschieden uns von den Frauen und gehen zum Hotel.

Auf dem Heimweg fällt uns ein, daß wir in Kohora die Bekanntschaft des höchsten Forstbeamten der assamesischen Regierung gemacht haben. Er wohnt in Shillong. Wir beschließen, ihn morgen aufzusuchen, um mit seiner Hilfe eine Fotografierlaubnis für das Tanzfest der Khasi zu erwirken. Ein Anruf bestätigt uns, daß er in Shillong ist und sich freut, uns in seinem Bungalow begrüßen zu können. Dieser Teilerfolg hebt unsere Stimmung. Wir ziehen uns Wollsachen an und unternehmen noch einen Spaziergang durch das nächtliche Shillong. Das Geklapper der Wagen und das Kläffen der Autohupen ist verstummt. Petroleumlampen erhellen die kleinen aneinandergereihten Läden. Dünne lange Räucherstäbchen glimmen in fast jedem Geschäft und verbreiten ein süßes orientalisches Duftgemisch. Gegenüber der ärmlich anmutenden Ladenstraße erheben sich große Geschäftshäuser, aus deren Schaufenstern grelles elektrisches Licht auf die Straße fällt.

In einer engen Seitenstraße haben Fruchthändler ihre Verkaufsstände aufgeschlagen. Körbe mit Gemüse verschiedenster Art fesseln unsere Aufmerksamkeit. Pyramiden von köstlichem Obst lassen uns das Wasser im Munde zusammenlaufen, denn wir hatten bisher wenig Gelegenheit, unseren Appetit auf frische Früchte zu stillen. Wir haben die Wahl zwischen Orangen, Bananen, Pampelmusen, Pfirsichen, Papayen, Chiekus, Mangos und einem halben Dutzend anderer Obstsorten, die wir nicht

Hindupriester, Schwiegervater und Bräutigam sprechen Gebete, bevor die Braut das Zimmer betritt, in dem die Trauung vorgenommen wird. Der Bräutigam trägt auf seinem Kopf eine Papierkrone und ist in ein seidenes weißes Gewand gehüllt.





kennen. Für wenige Annas erstehen wir eine große Tüte Orangen, Bananen und Mangos.

Ein Knabe hockt vor einem kleinen, mit Kohlen gefüllten Kessel, auf dem er Erdnüsse röstet. Hin und wieder bläst er in die Glut, daß ihn die Fünkchen wie Glühwürmchen umschwärmen. Dann vergräbt er wieder die Hände in der Jacke und wartet schweigend auf Kundschaft.

GRAND HOTEL entziffern wir an der Wand eines düsteren großen Hauses, das wenig einladend wirkt. Wie gut, daß wir uns bei der Wahl des Hotels nicht von vielversprechenden Namen verleiten ließen!

Der Mond steht über dem Tal. Er scheint durch die breiten Kronen der Kiefern und spiegelt sich im See des Stadtparkes. Die Teichrosen haben ihre Blüten geschlossen. Über einem der vielen Hügel, zwischen denen Shillong eingebettet liegt, schwebt eine weiße Wolke wie ein riesiger Berg aus Seifenschaum. Ein geheimnisvolles Licht scheint in ihr zu glühen, denn von Zeit zu Zeit wird die Wolke schwefelgelb beleuchtet. Hinter den Khasibergen steht ein Gewitter. Seine Blitze wetterleuchten in der weißen Wolke. Aber kein Donner grollt. Sterne blinken am schwarzen Nachthimmel, und weißes Mondlicht liegt auf den Wellblechdächern der Stadt.

Eine Stunde später schütten schwere dunkle Wolken Regengüsse auf Shillong. Grelle Blitze jagen über den Himmel. Donner dröhnt durch das Tal. Shillongs Wetter wird hinter den Bergen gebraut. Es ist schwer, das Wetter im voraus zu berechnen.

Lange können wir nicht einschlafen. Wir frieren. Wolfgang schaut auf das Thermometer und schüttelt ungläubig lächelnd den Kopf. Es zeigt siebzehn Grad Celsius an. Unsere an Treibhausklima gewöhnten Körper reagieren auf normale Temperaturen mit „Gänsehaut“.

Am nächsten Morgen sind wir schon früh auf den Beinen. Wir bereiten uns auf den Besuch beim Forstbeamten vor. Wolfgang rasiert sich sorgfältig, bindet sich eine Krawatte um, und ich schlüpfte in mein „Kleid für alle Gelegenheiten“, das einzige, das ich auf unsere Reise mitgenommen habe. In einem gepflegten Stadtteil von Shillong steht der Bungalow des Regierungsbeamten. Zerbrechlich zarte Orchideen schaukeln in kleinen Hängekörbchen in der Veranda. Das ganze Haus ist von einem duftenden Blumenflor umgeben. Der Förster empfängt uns freundlich und macht uns mit seiner Frau bekannt. Sie begrüßt uns europäisch und streckt uns die Rechte entgegen. In dieser Familie nimmt die Frau die gleiche Stellung ein wie bei uns in Deutschland. Sie beteiligt sich ungedrungen an der Unterhaltung und bedient die Gäste mit Gebäck und Zigaretten. Die erste Frage, die sie an mich stellt, ist:

„How many children have you got?“ Fast jede Inderin fragt mich nach der Zahl meiner Kinder, und sie ist enttäuscht, wenn ich antworte, daß ich „nur“ zwei Buben besitze. Ich werde aufrichtig bedauert und mit den besten Wünschen für einen großen Kindersegen bedacht. Die Frau erzählt mir stolz, daß sie fünf Kinder geboren habe, und die Freude darüber leuchtet aus ihren lebhaften Augen. Sie legt ihre Hand auf ihren Leib und wirft mir einen bedeutsamen Blick zu. In wenigen Wochen wird sie dem sechsten Kind das Leben schenken.

Sie hat mit ihrem Mann Europa bereist. Das ist schon fast zwanzig Jahre her, aber

Ketten aus Blüten hängen den jungen Brautleuten über den Schultern. In ihren Händen halten sie eine Schale mit Früchten, ein Symbol der Fruchtbarkeit, die auch ihrer Ehe beschieden sein soll. Die Stirn der Braut ist mit gelben Punkten bemalt.

sie berichtet mir davon, als sei es gestern gewesen. Liebevoll kramt sie in alten Erinnerungen.

„Ich wäre auch gern nach Deutschland gekommen“, sagt sie, und ihr Gesicht verdüstert sich, „aber Deutschland führte Krieg. Warum braucht Deutschland immer wieder die Kriege? Krieg ist doch furchtbar. Er tötet nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder, kleine, liebe, unschuldige Kinder. Ich verstehe nicht, warum es Kriege geben muß. Frauen können andere Völker nicht hassen. Wir lieben doch ihre Kinder. Es darf nie wieder einen Krieg geben“, beschwört sie mich, und ich erkläre ihr, was in unserer Heimat getan wird, um den Frieden zu erhalten.

Während wir aus zierlichen, dünnwandigen Porzellantassen heißen, herb duftenden Assamtee trinken, berichten wir von den Ergebnissen unserer Nashornbeobachtungen in Kohora und unterbreiten dem Forstbeamten Vorschläge zu einem noch besseren Schutz dieser Tiere. Wir bitten, das Reservat um das Rückzugsgebiet der Panzernashörner, in das sie einwandern, wenn der Brahmaputra das Land überflutet, zu erweitern.

Unser Anliegen, eine Fotografierlaubnis für das Tanzfest zu erhalten, wird vom Hausherrn sofort erfüllt. Er telefoniert und teilt uns wenige Sekunden später mit, daß uns nach dem Mittagessen ein guter Freund von ihm, ein alter einflußreicher Khasi, im Hotel abholen wird. Er soll uns zum Festplatz fahren und bei den Männern im roten Fez alle Genehmigungen erwirken, die wir wünschen. Zufrieden mit dem Ergebnis unseres Besuches, verabschieden wir uns und gehen zum Hotel zurück. Wir sehen Männer und Frauen mit spitzen Körben auf dem Rücken, die durch ein breites Stirnband gehalten werden. Der spitze Khasikorb ist ein Universaltransportmittel, in dem Sand, Steine, Obst, Gemüse, Müll und sogar gebrechliche Menschen befördert werden. Im Wohngebiet der Reichen, in dem Minister, Beamte und Geschäftsleute moderne Villen bewohnen, herrscht eine gepflegte Kurortatmosphäre, in der man schnell Armut und Elend Indiens vergessen kann. Golfplätze warten auf Spieler. Mütter gehen mit ihren Kindern auf sauberen Straßen spazieren. Im Garten eines Bungalows sonnt sich eine europäisch gekleidete Inderin im Liegestuhl, während ein Diener im Hause für Ordnung sorgt. Rauch steigt aus den Schornsteinen und zerflattert im Blau. Die Wipfel der hohen schlanken Kiefern bewegen sich leicht im Wind. Junge Mädchen in blütenweißen Saris gehen zur Schule. Ihre Lehrbücher tragen sie unter dem Arm. Sie unterhalten sich leise und benehmen sich wohlherzogen. Die Backfische in Indien sind scheuer und zurückhaltender als ihre Altersgenossinnen in Europa. Wenn sie das kurze Röckchen der Kindheit mit dem Sari vertauschen, legen sie auch den Übermut und die kindliche Ausgelassenheit ab. Der Sari macht sie zur Frau. Es gibt in Shillong Khasi-, Bengali- und Missionsschulen. Bereits in der Grundschule lernen die Kinder die englische Sprache.

In der Oberschule und in den Colleges wird nur englisch unterrichtet. Englisch ist zur Verbindungssprache Indiens geworden. Sie ermöglicht es, daß sich ein Einwohner von Madras mit einem Bürger von Delhi und ein Bewohner der Halbinsel Gir mit einem Bengalen unterhalten kann; denn in Indien gibt es allein sechzehn Hauptsprachen, außerdem nahezu hundert Nebensprachen und Dialekte. Zur Zeit sind Bestrebungen im Gange, Hindi als Verkehrssprache einzuführen. Hindi soll die englische Sprache aus Indien verdrängen. Aber noch wird über den Vorschlag gestritten, und es wird noch viel Wasser den Ganges hinabfließen, bis sich die von Indien erstrebte Unabhängigkeit von der englischen Sprache verwirklicht hat.

Vor einem riesigen Messingzuber, inmitten einer großen grünen Wiese, sitzt ein Dhobi, ein Berufswäscher, und knetet die Wäsche wie Teig. Dicker Seifenschaum quillt über den Rand des Gefäßes, und Schweiß perlt vom Gesicht des fleißigen Mannes. Jedes Wäschestück, das seinen Zuber verläßt, ist blendend weiß. Die saubere Wäsche wird auf der Wiese ausgebreitet oder über Zäune gehängt.

Behäbige Marktfrauen mit freundlichen runden Gesichtern sitzen am Wege und ordnen ihre Waren. Eine kleine Karawane von Lasteseln zieht vorüber. Pralle Säcke hängen schwer an ihren Seiten. Ihre kleinen Hufe wirbeln Staub auf, der sich auf die Waren der „fliegenden Händler“ legt. Wir treffen auch auf den Straßenbarbier, der den vor ihm hockenden und einen großen schwarzen Regenschirm haltenden Kunden in wenigen Minuten mit einer ordentlichen Frisur bedient.

Vor einer armseligen, aus aufgeschnittenen Benzinkanistern erbauten Hütte spielen zwei nackte kleine Kinder. Daneben liegt eine Kuh, vermutlich der einzige Besitz der Familie. Die indischen Kühe sind Allesfresser. In den Großstädten ernähren sie sich auch von Gemüseabfällen, Obstschalen, altem Papier und sogar von Lumpen. Den geringen Aufwand an Pflege entgelten sie mit ihrer Milch. Am Hange, über der Hütte der Armen, steht ein gepflegtes Landhaus, in dessen Blumengarten Kinder lachend mit einem Hündchen Fangemisch spielen. Die Gegensätze sind auch in Shillong, der Regierungsstadt von Assam, nicht nach Wohnvierteln geschieden. Straßenkehrer, Angehörige der niedersten Kaste, entleeren ihre spitzen, mit Abfall gefüllten Körbe am Wegrand. Gelegentlich wird dieser zu Bergen aufgetürmte Unrat der Stadt verbrannt.

Bald haben wir unser Hotel erreicht. Es ist Mittag. Unser Magen hat eine gute Zeit. Wie wir uns schnell den feuchtheißen Temperaturen der Niederungen entöhnen, scheint er längst die Monotonie des Speisezettels von Kohora vergessen zu haben, denn im Pine Wood Hotel von Shillong gibt es eine vorzügliche Küche.

Kaum haben wir unsere Fotoapparate gerüstet und die Taschen unserer Anzüge mit neuem Film gefüllt, hupt vor unserem Zimmer ein Wagen. Verabredungsgemäß holt uns der Freund des Försters ab. Er ist ein liebenswürdiger älterer Herr, der uns mit freundlichen Worten in seinen Wagen bittet. Schnell erreichen wir den Festplatz. Wir steigen aus, hängen unsere Kameras über die Schulter und mischen uns an der Seite unseres „Beschützers“ in die Menge der Schaulustigen. Kaum haben wir die Kameras schußfertig gemacht, legt sich eine schwere Hand auf unseren Arm, und eine uns bekannte Stimme sagt vorwurfsvoll:

„Das Fotografieren ist nicht erlaubt!“

Wir schauen unseren neuen Khasi-Freund erwartungsvoll an, aber statt für uns die so ersehnte Erlaubnis zu erwirken, zuckt er hilflos die Achseln, streift mit einem scheuen Blick den Polizisten und sagt traurig: „Sie haben es selbst gehört. Es ist verboten, zu fotografieren.“ Wir sind sprachlos. Es fällt uns schwer, höflich zu bleiben. Schnell verabschieden wir uns, denn wir sind fest entschlossen, am letzten Tag des Khasitanzes nicht ohne Bilder nach Hause zu gehen. Wir laufen um den Festplatz herum, unterziehen jeden der Polizisten einer aufmerksamen Prüfung und suchen uns schließlich den freundlichsten heraus. Mit aller Überzeugungskraft schildern wir ihm, welchen Eindruck die Bilder von den tanzenden Schönen auf unsere Menschen in der Heimat machen würden und daß wir allein des Tanzes der Khasifrauen wegen die vielen tausend Kilometer von Deutschland nach Shillong gekommen sind. Unsere ehrliche Meinung von der Schönheit der Khasimädchen schmeichelt ihm, denn er ist

selbst ein Khasi. Die Tatsache aber, daß wir so eine weite Reise unternahmen und eines Verbotes wegen mit leeren Taschen nach Hause fahren sollen, macht ihn nachdenklich. Er zieht die Stirn in krause Falten und führt leise Selbstgespräche. Dann hat er eine Idee. Er zeigt auf unsre Kameras und sagt:

„Sie haben Teleobjektive, das ist gut. Bitte, folgen sie mir auf den kleinen Hügel. Von dort aus können sie fotografieren, ohne Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen. Niemand wird glauben, daß man über eine so weite Entfernung hinweg fotografieren kann.“

In seiner Begleitung erklimmen wir den kleinen Berg. Der erste Blick durch das Teleobjektiv läßt uns erkennen, daß wir zu weit entfernt sind, um gute Aufnahmen machen zu können. Wir fragen bescheiden, ob wir nicht noch ein paar Meter näher gehen können. Der Polizist wiegt bejahend den Kopf. Wir fotografieren, schauen, fotografieren wieder und erbitten uns die nächsten Meter. Diese Taktik bringt Erfolg. Der Polizist fühlt sich durch jede Bitte geehrt und ist gönnerhaft. Nach einer halben Stunde haben wir endlich den Rand des Festplatzes erreicht und können Porträtaufnahmen machen. Niemand stört uns. Die Anwesenheit des mit einem guten Trinkgeld belohnten Polizisten legalisiert unser Tun. Wir belichten Film um Film und bedauern nur, daß wir gestern nicht schon so einfallsreich waren.

Die nackten Füße der schmucküberladenen Mädchen gleiten über das Feld. Wieder hüpfen eine Schar von jungen Männern und Knaben um die Tänzerinnen herum. Trommeln und Flöten dirigieren das Treiben auf dem Festplatz. Heute tanzen auch Männer in europäisch geschnittenen Anzügen mit in der Reihe der kostümierten Tänzer. Sie tragen schwere Lederschuhe und wirken wie Fremdkörper in der Harmonie von Farbe und Bewegung.

„A happy dance“, bemerkt der Polizist mit einer Kopfbewegung zum Festplatz. Im Programm können wir lesen, daß dies ein „glücklicher Tanz“ ist. Aber einen glücklichen Eindruck machen die Tänzer nicht. Die Frauen tanzen mit zu Boden gesenkten Blicken und ausdruckslosen Gesichtern. Die Männer geben den Anschein, als erfüllten sie eine Pflicht. Trotzdem werden sie des Tanzens nicht müde.

Bald sind wir von einer Schar Khasi umringt, die uns durchaus nicht den Eindruck abergläubischer Menschen machen. Für sie ist der Fotoapparat keine Zauberkiste, sondern ein Wunschtraum. Junge Männer betasten unsere Kameras, fragen nach der Fabrikmarke und dem Herstellungsland, loben die Präzision deutscher Fotoartikel und erkundigen sich nach der Lichtstärke der Teleobjektive. Sie rufen ihre mittanzenden Familienangehörigen und Freunde herbei, stellen sie vor die Kamera und erlauben uns, sie zu fotografieren. Es sind frische, wissensdurstige Menschen, die sich weder vor uns, noch vor unseren Kameras fürchten. Die Vorstellung der Polizisten vom Aberglauben ihrer Landsleute gilt wohl nur für die ältere Generation. Wir fotografieren, solange uns die Lichtverhältnisse gute Aufnahmen garantieren. Als wir nach Sonnenuntergang den Festplatz verlassen, sind unsere Taschen mit belichteten Filmen gefüllt.

Die Gold- und Silberschmiede von Shillong sind berühmt. Sie verstehen ihr Handwerk und beherrschen noch die Kunst, mit primitivem Werkzeug wundervolle Geschmeide mit alten, traditionsgebundenen Ornamenten aus edlen Metallen herzustellen. Ihre Urväter haben den kostbaren Tanzschmuck der Khasifrauen entworfen und in mühsamer Handarbeit liebevoll geschmiedet. Sie waren Meister ihres Fachs und haben ihre Kunst und ihren guten Geschmack den Nachkommen überliefert.

Aber so wie sich die Bedeutung des Tanzes im letzten Jahrhundert gewandelt hat, ist auch die Nachfrage nach den alten schweren Schmuckstücken seltener geworden. Viele Kunstschmiede stellen sich auf modernen Schmuck um, wie er überall in den zahlreichen Juwelierläden der Großstädte Indiens angeboten wird. Nur wenige sind den alten Traditionen treu geblieben. Wir gehen von einem Geschäft zum anderen und schauen in jede Schmiede, denn wir wollen ein Paar der schweren silbernen Armmanschetten, wie sie von den Tänzerinnen getragen wurden, als Erinnerung mitnehmen. Man zeigt uns Brillantkolliers, Smaragdbroschen und unzählige schöne Ringe mit kostbaren Edelsteinen. Tanzschmuck finden wir nicht. Nur einige Straßenhändler bieten Kronen, Ketten und Rückengeschmeide der Khasitänzerinnen an. Als wir des Herumlauftens und Fragens schon müde geworden sind, erfahren wir die Adresse eines alten Silberschmiedes, der vorwiegend Tanzschmuck herstellt. Ein junges Mädchen führt uns zum Meister. Als wir ihm unser Anliegen vortragen, schüttelt er bedauernd den Kopf. Armmanschetten sind schon lange nicht mehr verlangt worden. Er hat keine mehr. Aber die Tochter einer ihm befreundeten Familie besitzt noch den alten Schmuck. Er wird versuchen, ihn zu bekommen, und will später dem Mädchen neue Armmanschetten anfertigen. Die Hilfsbereitschaft des Kunstschmiedes ist mehr als Geschäftseifer. Er freut sich, daß wir die alte Handwerkskunst schätzen. Am Nachmittag sollen wir uns den Schmuck holen. Als wir um siebzehn Uhr bei ihm erscheinen, ist der Schmuck noch nicht da. Er hat das Mädchen nicht angetroffen. Unter tausend Entschuldigungen bittet er uns, bei ihm zu warten. Wir bedauern die Verzögerung nicht, denn wir können dem Gesellen, einem Burschen tibetanischen Typs, mit breiten, hervorstehenden Backenknochen und geschlitzten Augen, bei der Arbeit zusehen. Er sitzt auf dem Boden vor einer niedrigen Werkbank, auf der Hämmer, Feilen und Zangen verschiedener Größe umherliegen. In einer Mulde am Erdboden glimmt ein Holzkohlenfeuer. Aus einer Schublade nimmt er ein Stück eines Goldbarrens, trennt mit ein paar Hammerschlägen ein Drittel davon ab und wirft den Rest in den Kasten zurück. Es ist erstaunlich, wie weich das rote reine Gold ist. Unter dem Hammer des jungen Schmiedes wird das walzenförmige Stück schnell in ein Band verwandelt. Dann legt er den Goldstreifen auf ein Rundeisen und beklopft ihn, bis er sich um das Eisen schmiegt. Die grobe Form des Ringes ist fertig. Der Geselle streift ihn über den Finger und stellt fest, daß er zu groß geraten ist. Er greift zum spitzen Hammer und trennt ein kleines Stück des Reifes ab. Dann wirft der Schmied den Ring ins Feuer. In wenigen Sekunden ist er weißglühend. Mit einer eisernen Pinzette holt ihn der Geselle wieder heraus und legt ihn in kaltes Wasser. In weniger als einer halben Stunde ist der Ring im Rohbau fertig. Der Junge bohrt zwei Löcher in den Ring, holt aus einer alten Zigarettenschachtel zwei rote Glassteine hervor und fügt sie in den Ring aus schwerem Golde. Für die meisten Inder ist es uninteressant, ob der Schmuck echte Edelsteine oder nur bunte Glasimitationen enthält. Wichtig ist nur, daß reines Gold verwendet wurde. Der alte Kunstschmied legt auf die Wasserpfeife, die ihm seine Frau vorbereitet hat, glühende Holzkohlen und atmet in kurzen Zügen durch den langen Schlauch den kalten Rauch ein. Sein Sohn hat uns die Silbermanschetten beschafft. Sie liegen schwer in unseren Händen. Wir sind von der Schönheit dieses Schmuckes begeistert, doch bedauern wir, daß der Verschlusstift, der den aufklappbaren Silbermantel zusammenhält, aus Messing ist.

Der Alte bemerkt unseren kritischen Blick. Er wirft einige Silbermünzen in ein klei-

nes Gefäß, entfacht ein neues Feuer und bringt sie zum Schmelzen. Der Sohn stellt silberne Verschlusstifte her.

Allmählich findet sich die ganze Familie des Schmiedes in der Werkstatt ein. Die Kinder haben ihre Scheu verloren und betrachten uns mit Neugier. Jede unserer Bewegungen wird von zwanzig Kinderaugen registriert, denn der Schmied hat zehn Kinder: neun Töchter und einen Sohn. Trotz der vielen Geburten und trotz der schweren Arbeit, die in einem großen Haushalt verrichtet werden muß, wirkt die Mutter noch jung und frisch. Sie hat ein feines offenes Gesicht, eine gute Figur und die bei den Khasi so häufig zu findenden zierlichen Hände und Füße.

Wir bezahlen den Schmuck, der überraschend billig ist, und nehmen Abschied von der freundlichen Familie.

Der Mond, der als große weiße Scheibe über dem Tal steht, leuchtet uns durch die dunklen Straßen zum Hotel. Wir schlafen die letzte Nacht in der kühlen klaren Bergluft von Shillong. Morgen fliegen wir zurück in den Fieberkessel von Kalkutta.

„Hallo, hier ist Mrs. Ullrich. Bitte geben sie mir einen Mitarbeiter der deutschen Handelsvertretung an den Apparat!“ Ein Schwall unverständlicher Worte dringt in mein Ohr. Ich wiederhole meine Bitte, langsam und deutlich. Am anderen Ende der Leitung antwortet eine tiefe Männerstimme ebenfalls langsam und deutlich, aber in einer Sprache, die ich noch nie gehört habe. Ich mache einen letzten Versuch, mit dem Erfolg, daß die fremde Stimme jetzt aufgeregt und schnell, aber leider völlig unverständlich antwortet. Hilflos drücke ich Wolfgang den Hörer ans Ohr. Er zuckt die Achseln und legt auf. Wir haben keine Möglichkeit, unseren Freunden mitzuteilen, daß wir mit einer früheren Maschine auf dem Flughafen Dum-Dum eingetroffen sind. Wenn der Kraftwagen der Handelsvertretung abfährt, um uns von der fahrplanmäßigen Maschine auf dem Flugplatz abzuholen, werden wir mit dem Zubringerbussen schon in Kalkutta sein. Wir können den Fahrer nicht verständigen, weil sich irgendein Witzbold in die Leitung geschlichen hat.

Als wir eine Stunde später das Wohnhaus unserer Handelsvertretung erreichen, erfahren wir, daß unser Gesprächspartner kein Witzbold, sondern der tapferere Gurkha-Wächter war, der am Tor immer stramm salutiert. Er hat aus Gefälligkeit das Telefon bedient, obgleich er Englisch ebensowenig versteht wie wir seine Muttersprache. Unsere deutschen Freunde bereiten uns einen herzlichen Empfang. Vier Wochen lang haben wir uns fast ausschließlich der englischen Sprache bedient. Endlich können wir wieder deutsch sprechen. Das Bedürfnis, sich mit gleichgestimmten Menschen in der Muttersprache auszutauschen, ist stärker als die Sehnsucht nach der Heimat. Das Wohnhaus der Handelsvertretung ist ein Stück Heimat, eine deutsche Insel mitten im problematischen Indien. Hier wollen wir uns ein paar Tage ausruhen und bei kräftiger deutscher Kost einen Teil des verlorengegangenen Körpergewichts wieder zurückholen; denn als wir im Flughafenbüro von Gauhati auf die Waage steigen mußten, stellten wir mit Bestürzung fest, daß wir im Nashornland zehn Pfund abgenommen haben. Weil es in Sasan-Gir, der nächsten Station unserer Reise, noch heißer und beschwerlicher sein soll als in Assam, beschließen wir, uns aus Vernunftsgründen einer kleinen Mastkur zu unterziehen. Zum Ausruhen fehlt uns jedoch die innere Ruhe. Wenn wir auf Reisen sind, empfinden wir jede Pause als Zeitverlust. Wir geizen mit jeder Stunde, in der wir das Land und seine Menschen besser kennen- und verstehen lernen können. Kaum haben wir uns wieder häuslich eingerichtet, be-

hängen wir uns mit unseren Exaktas und bummeln durch die Stadt. Unser erster Weg führt uns zum Fotogeschäft, wo wir einige der in Assam belichteten Filme entwickeln lassen wollen, um zu überprüfen, ob die Kameras fehlerfrei gearbeitet haben. Zwei Tage müssen wir warten, bis wir das Ergebnis unserer Arbeit schwarz auf weiß begutachten können. Zwei Tage können eine Ewigkeit bedeuten. Unsere Nashornaufnahmen besitzen nicht nur Erinnerungswert. Sie sind vor allem Belege für unsere im Elefantengrassdchungel von Kaziranga betriebenen Forschungen. Viele Fragen quälen uns: Werden unsere Filme die klimatischen Wechselbäder gut übertragen haben? Wird die Schicht der hohen Luftfeuchtigkeit, die unsere Schuhe zum Schimmeln brachte, standgehalten haben? War unsere Blendenwahl bei den sich häufig ändernden Lichtverhältnissen immer richtig? Sind wichtige Aufnahmen, die wir vom Rücken des Elefanten aus machten, durch das unruhige Reittier verwackelt worden? Werden die indischen Fotolaboranten bei der Behandlung unserer Filme die nötige Sorgfalt walten lassen? Als wir endlich die entwickelten Negative in den Händen halten, macht unser Herz Freudensprünge. Die Probefilme sind einwandfrei belichtet, und es zeigt sich auch nicht die Spur einer Schichtveränderung durch Witterungseinfluß. Wir halten sie gegen das Licht und wählen einige Bilder aus, die wir in Postkartengröße als erste „Trophäen“ in die Heimat schicken wollen. Wir erkennen die Nashornmutter mit dem kleinen Kalb am Rande der Äsungswiese wieder, die uns eines Abends angriff, den alten Bullen mit den verkrüppelten Ohren und den zahlreichen Narben, die seine dicke Haut bedecken. Fotos sind bildhafte Erinnerungen. Sie rufen Begebenheiten ins Gedächtnis zurück und halten Verhaltensweisen fest, die bei Beobachtungen ohne Fotoapparat oft nicht mehr ganz exakt wiedergegeben werden können. Das Fotografieren ist für den Zoologen, der sich mit der Lebensweise der Tiere in freier Wildbahn befaßt, unerläßlich geworden.

Eines Tages, als wir im Büro der Handelsvertretung zu tun haben, werden wir von einem jungen Mann angesprochen, der Botengänge für die deutsche Dienststelle erledigt und uns schon früher durch seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit aufgefallen war. Er hat ein Anliegen, das ihm so groß erscheint, daß er nur zögernd und gehemmt zu uns sprechen kann. Morgen feiert er Hochzeit. Er bittet, daß wir an diesem Zeremoniell teilnehmen und ein Foto von ihm und seiner Braut machen.

Wir sagen sofort zu, nicht nur, um dem Mann eine Freude zu bereiten, sondern um diese einmalige Gelegenheit wahrzunehmen und voll auszuschöpfen. Es ist sehr selten, daß Europäer zu einer Hinduhochzeit geladen werden, und noch seltener, daß sie den Verlauf fotografieren dürfen. Wir kennen keine Fotos, die den gesamten Ablauf dieses komplizierten Zeremoniells schildern. Wir betrachten es als Auszeichnung, zu diesem Familienfest eingeladen zu werden. Der Inder betrachtet es als eine Auszeichnung, daß wir die Einladung annehmen. Einer ist dem anderen dankbar, und so trennen wir uns mit herzlichem Händedruck.

Die Hochzeit soll genau 18.28 Uhr stattfinden. Das ist nach dem Horoskop der günstigste Zeitpunkt für den Vollzug der heiligen Handlung.

Eine Hinduhochzeit wird auf lange Sicht vorbereitet. In einer Familie, die noch die alten Traditionen achtet, geht die Initiative zur ehelichen Verbindung niemals von den jungen Menschen selbst, sondern von deren Eltern aus. Schon im frühen Lebensalter werden die Kinder versprochen. Die Eltern schauen sich nach einem geeigneten Ehepartner für ihren Sohn oder ihre Tochter um. Haben sie ihre Wahl getroffen, werden sie das Einverständnis der zukünftigen Schwiegereltern erwirken. Wenn sich

die beiden Eltern einig sind, muß der Familienpriester zu Rate gezogen werden, der die Horoskope der beiden jungen Menschen vergleicht und entscheidet, ob sie füreinander geschaffen sind oder nicht. Das Urteil des Priesters ist für beide Parteien bindend. Wenn es günstig ist, wird die Mitgift ausgehandelt, deren Höhe von den Qualitäten der Braut abhängig ist. „Eine begehrenswerte Frau ist frei von körperlichen Gebrechen. Sie besitzt eine angemessene Menge Haar am Körper und auf dem Kopf, hat kleine Zähne und weiche Arme. Ihr Gang ist anmutig wie der des Elefanten oder des Schwans.“ Besitzt sie neben allen diesen Vorzügen noch eine helle Haut, so sind alle Forderungen, die ein Elternpaar an seine zukünftige Schwiegertochter stellen kann, erfüllt, und die Höhe der Mitgift ist schnell bestimmt. Bei einem von der Natur benachteiligten Mädchen muß eine reiche Mitgift den Mangel an Schönheit aufwiegen. Sind alle Formalitäten erfüllt, kann der Tag der Verlobung bestimmt werden, an der die Astrologen und Priester beider Familien, der Vater des Mädchens und des Jungen und einige Freunde teilnehmen. Die Eltern versprechen in Anwesenheit der Freunde, die als Trauzeugen wirken, die Hochzeit ihrer Kinder an einem später festzulegenden Tag zu vollziehen, was vom Priester durch das Wiederholen heiliger Texte bestätigt wird. Mitunter wird dieser Ehevertrag schriftlich niedergelegt. In anderen Fällen genügt das mündliche Versprechen. Die Verlobung verpflichtet zur Eheschließung. Nur durch außergewöhnliche Umstände kann sie gelöst werden. Stirbt der Partner vor der Hochzeit, gilt das Mädchen nicht als Witwe und kann sich mit einem anderen Mann verheiraten.

Die zukünftigen Ehepartner werden vor vollendete Tatsachen gestellt. Sie haben sich dem Willen ihrer Eltern zu unterwerfen und deren Wahl zu respektieren, und sie erfüllen, was man von ihnen erwartet. Diese Art von Verlobung bedeutet nicht, daß Braut und Bräutigam sich nun oft treffen dürfen. Sie besuchen sich nicht und treffen sich höchstens zufällig.

Als die zum Heiraten günstigste Zeit gilt der indische Frühling, der den Monaten Februar, März und April des europäischen Kalenders entspricht. Wichtig ist jedoch, nicht nur den günstigsten Monat, sondern auch den besten Tag, die richtige Stunde und die glücklichste Minute zu wissen. Für gewöhnlich bestimmt ein Astrologe den Zeitpunkt, nachdem er die Sterne zu Rate gezogen hat.

Dann gilt es, die Hochzeitsgäste einzuladen. Die Frauen laden die weiblichen, die Männer die männlichen Gäste ein. Außerhalb des Dorfes wohnende Verwandte werden durch besondere Boten, meist nahe Verwandte der Eltern der Braut oder des Bräutigams verständigt.

Die Hochzeit findet im Elternhause des Mädchens statt. Das Fest ist sehr kostspielig. Die vielen Gäste erwarten ein gutes Essen, stets gefüllte Schalen mit Betelnüssen, Getränke, Musik und Tanzdarbietungen. Das Hochzeitsgewand der Braut muß von erlesener Seide sein, mit eingewebten Gold- und Silberfäden verziert. Der Schmuck muß kostbar sein. Weil aber die meisten Eltern zu arm sind, ihre Töchter so auszustaffieren, wie es die gute Sitte verlangt, nimmt man keinen Anstoß daran, wenn der Schmuck nicht Eigentum der Braut ist, sondern von Verwandten oder Freunden für den Festtag geliehen wurde.

Das junge Paar hat seine Hände ineinander gelegt. Der Hindupriester hat ein Tuch darüber gedeckt und legt frische Blüten darauf. Noch ist der Scheitel der Braut ungefärbt. Nach der Trauung wird er mit einem roten Puder bestreut.





Als wir am Hochzeitstag mit drei Kameras, einem Blitzlichtgerät und zahlreichen Filmen nach Howra, dem Arbeiterviertel Kalkuttas, fahren, brauchen wir das festliche Haus nicht lange zu suchen. Als wir in die kleine Gasse am Kanal einbiegen, sehen wir schon das girlandengeschmückte Tor, vor dem sich vierzig bis fünfzig Kinder, neugierig und aufgeregt, eingefunden haben. Freudig werden wir empfangen und ins Haus geleitet. Wir treten in einen Raum zu ebener Erde, in dem eine Bank und zwei Stühle für uns bereitstehen. Vielleicht haben die Brauteltern die Stühle von reicheren Nachbarn geborgt, denn in den Haushalten der Armen gibt es kein Mobiliar. Man hockt im Schneidersitz auf dem Boden, und wer es von Kindesbeinen an gewohnt ist, so zu sitzen, verzichtet gern auf den Stuhl. Die weißgetünchten Wände sind mit farbigen Heiligenbildern geschmückt. Familienfotos hängen dazwischen und — welch ein Gegensatz — ein Werbekalender mit attraktiven Pin-up-Girls. Der Bräutigam hat seinen nach europäischen Stil gearbeiteten Anzug mit einem weißen Gewand vertauscht. Er sitzt zusammen mit seinen Freunden auf einem weißen Lager am Boden. Gepolsterte Rollen und Kissen machen das Sitzen bequem. Vor den jungen Männern liegt ein Teppich, auf dem zwei Blumenvasen stehen, die den Bräutigam einrahmen. Es ist ganz offensichtlich ein „Zur-Schau-stellen“. Viele Menschen sollen den kleinen Raum betreten, viele sollen den angehenden Ehemann dort sitzen sehen, denn die indischen Brautleute lassen sich ihre Absicht, ein gemeinsames Leben zu führen, nicht standesamtlich bestätigen. Augenzeugen müssen da sein, die für den Vollzug des Bündnisses bürgen können. Die Eheschließung ist eine Familienangelegenheit. Nur ein ganz geringer Prozentsatz der indischen Bevölkerung ist im Besitz eines Personalausweises. Das ist auch der Grund, weshalb man nicht genau weiß, ob in dem Häusermeer von Kalkutta acht oder nur sechs Millionen Menschen leben. Einwohnerzahlen werden nur geschätzt. Das ist für uns eine unbegreifliche Tatsache. In Indien begegnet man Greisen, die in ihrem Leben keinen einzigen Fragebogen ausgefüllt haben. Keiner hat ihnen die Tatsache, daß sie geboren sind, amtlich bestätigt.

Der Bräutigam begrüßt uns herzlich. In seinem Gesicht spiegeln sich Freude, Verlegenheit und Scham. Es ist ihm offensichtlich peinlich, Mittelpunkt eines großen Festes zu sein. Obgleich er wenigstens dreißig Jahre alt ist, wirkt er wie ein Knabe. Sein Körper ist schwächig, sein Gesicht hager und wenig reizvoll, wenn nicht die großen dunklen Augen darin alle guten Eigenschaften überzeugend widerspiegeln würden. Durch seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft mag man ihn überall gut leiden.

Wir wollen die erste Aufnahme machen, aber bevor wir zum Fotografieren kommen, ist das Zimmer voller Kinder, die uns mit ihren schwarzen Augen neugierig betrachten. Ihr Geplapper erfüllt den kleinen Raum. Es ist so eng, daß wir uns nicht bewegen können. Kleine Mädchen drängen sich an mich heran und senken den Blick scheu zu Boden, wenn ich sie ansehe oder anspreche. Wende ich mich aber von ihnen ab, berühren sie vorsichtig mein Perlonkleid und reiben den Stoff zwischen den Fingern. Der Schwiegervater schickt die Kinder auf die Straße. Nun können wir ungehindert fotografieren. Die Freunde des Bräutigams halten die hohe weiße Hochzeitskrone über seinen Kopf, denn aufsetzen darf er sie nur während der heiligen Handlung, die

Das Hochzeitszeremoniell wird von den Schwestern der Braut und den Kindern aus der Nachbarschaft mit einem Blaskonzert begleitet. Muscheln dienen als Trompeten.

für 18.28 Uhr festgelegt ist. Alle Vorbereitungen für das große Fest sind getroffen. Die Brüder der Braut bewirten uns mit Zigaretten, Coca-Cola und seltsamen Süßigkeiten, die stark nach Kalk schmecken. Der Priester kommt. Er begibt sich in einen Nebenraum und spricht Gebete, die von dem Schwiegervater des jungen Mannes feierlich nachgesprochen werden. Nach etwa zehn Minuten wird der Bräutigam vom ältesten Bruder der Braut hineingeführt. Auf einer Holztafel, die mit weißen magischen Zeichen bemalt ist, kniet er nieder. Der Priester hockt sich ihm gegenüber auf den Boden, entfaltet einen Zettel und liest laut etwas vor, das vom Schwiegervater und vom Bräutigam leise beantwortet wird. Wir können weder etwas verstehen, noch die Bedeutung der Handlung erraten. Schließlich legt der Schwiegervater seine Hände auf die gebeugten Knie des jungen Mannes und betet. Schalen mit Blüten, Früchten und symbolischen Nachbildungen von Hausgeräten stehen zwischen Priester und Bräutigam. In einer Ecke des Raumes liegt, für alle deutlich sichtbar, die Mitgift der Braut, ein Körbchen mit 300 Silberrupien. Wir stehen in der dichten Mauer der Hochzeitsgäste und verfolgen gespannt den Verlauf des Zeremoniells. Jede Szene wird von uns im Bild festgehalten. Wolfgang bedient die Kamera. Ich trage das Blitzgerät und halte die Leuchte. Für jeden Blitz, den wir abschießen, ernten wir einen vorwurfsvollen Blick des Priesters. Unsere Anwesenheit mißfällt ihm, das spüren wir ganz deutlich. Die Augen der Kinder hängen mehr an uns und unserer interessanten Beschäftigung als am Munde des Gebete murrenden Priesters.

Der Bräutigam bekommt vom Priester Gewürze, Reis, Früchte und viele andere Kleinigkeiten gereicht, und dem Bruder der Braut wird eine primitive Stoffpuppe in den Schoß gelegt, die er mit der Stirn berührt. Der junge Mann erhebt sich und läßt sich von der Schwiegermutter in den engen Hof des Hauses führen. Neben der Küche, unter freiem Himmel, wo der Koch und sein Gehilfe mit flinken Händen von einer langen Teigschlange kleine Klöße abwickeln, stellt sich der Bräutigam mit nackten Füßen auf eine runde Holzplatte, die mit weißen Ornamenten bemalt ist. Sie steht zwischen vier Lehmhäufchen, in denen eingerissene Bananenblätter stecken. Offensichtlich sollen diese grünen Blätter Bäume darstellen. Die Schwiegermutter und einige junge Frauen, in festliche Seidensaris gekleidet, schreiten um den Mann herum. Sie tragen einen Teller, auf dem sich, von Kastanienschalen umlegt, verschiedene Früchte häufen. Fruchtstengel und grüne Stäbchen, die mit ölgetränkter Baumwolle umwickelt sind, stecken als Dochte in den halbierten Kastanien. Während die Frauen um den Bräutigam herumgehen, blasen kleine Mädchen auf Muschelhörnern. Der Klang der glänzenden Instrumente hallt düster im engen Hof wider. Dann werden die grünen Stöcke ins Feuer gehalten. Die Flamme springt über und verwandelt sie in lodernde Fackeln. Auch die mit Fett gefüllten Kastanienschalen werden zu Lämpchen. Dreimal gehen die Frauen mit den brennenden Fackeln um den still dastehenden Mann herum. Ihre Gesichter sind ernst und feierlich. Wieder tönen die Muschelhörner. Dann wird das Feuer gelöscht. Die Schwiegermutter hebt den Teller mit den Früchten über den Kopf des Mannes hinweg und reicht ihn einer hinter ihm stehenden Frau, die mit einer Handbewegung Früchte und Kastanien vom Teller fegt und die leere Schale durch die geschlossenen Beine des Mannes zwängt. Die Schwiegermutter entrollt einen Bindfaden, mißt den jungen Mann von den Fußsohlen bis zum Scheitel, nimmt eine Banane, öffnet sie, zwickt mit ihren Fingern beide Enden ab und knetet in das Mittelstück den Faden, mit dem sie ihren zukünftigen Schwiegersohn gemessen hat, steckt Banane und Faden in den Mund und würgt

sie hinunter. Inzwischen haben die jungen Frauen einen Kreis um die beiden gebildet und stoßen trillernde Schreie aus, die durch schnelles Zungenschlagen beim Ausatmen durch den halbgeschlossenen Mund erzeugt werden. Den gleichen Laut hörten wir von den Frauen im Kalitempel, während das Opfer dargebracht wurde.

Als die Schwiegermutter die Hände des Bräutigams mit einer goldenen Kette fesselt, geht ein fröhliches Gelächter durch den Kreis der Frauen und Mädchen. Aber der Bräutigam verzieht keine Miene. Er läßt das von der Tradition bestimmte komplizierte Zeremoniell einer Hinduhochzeit schweigend über sich ergehen.

Die Frauen bringen kleine Töpfchen und Schalen mit verschiedenen duftenden Flüssigkeiten. Sie benetzen ihre Finger und beschmieren das Gesicht des Bräutigams. Sie lachen dabei und scherzen. Das Vergnügen an dieser Handlung leuchtet ihnen aus den schwarzen funkelnden Augen. Noch ist die Braut nicht zu sehen. Erst nachdem der Bräutigam sein schlichtes weißes Gewand mit einem Seidentuch vertauscht hat, ist er bereit, die junge Frau zu empfangen. Ein aufgeregtes Tuscheln ist im Hause zu hören. Irgend jemand schiebt uns in den Hausflur. Wieder tönen die Muschelhörner. Sie kündigen das Kommen der Braut an, die auf einem Brett sitzend von ihren Brüdern aus dem oberen Stockwerk in den Hof getragen wird. Sie sieht prächtig aus, die kleine Frau, deren zarter, fast noch kindlicher Körper ganz in leichte Seide gehüllt ist. Reiche Gold- und Silberstickerei machen das Gewand kostbar. Das schwarze glänzende Haar ist mit einem weißen Diadem geschmückt. Goldene Ringe stecken auf den Fingern, goldene Reifen umspannen die Arme, und ein breites goldenes Halsband vervollständigt den Brautschmuck. Das Köpfchen ist gesenkt. Mit ihrer rechten Hand hält sie sich ein Bananenblatt vor die geschlossenen Augen. Dreimal tragen die Brüder ihre Schwester um den Bräutigam herum, der sich wieder mit nackten Füßen auf das bemalte Holzbrett gestellt hat. Dann wird sie vorsichtig auf den Boden gesetzt. Sie stellt sich vor ihren zukünftigen Ehemann. Noch immer sind ihre Augen geschlossen. Das junge Paar ist mit duftenden weißen Blütenketten geschmückt, die sie nun austauschen. Immer wieder wandern die Blumen von Hals zu Hals. Diese vertrauliche Handlung lockt das erste zaghafte Lächeln auf das ernste Gesicht der kleinen Frau. Nach dem Wechseln der Blütenkränze legt die Braut die rechte Hand auf die nackte Brust des Mannes. Dann gehen beide zum Priester, der noch immer Gebete murrend auf dem Boden hockt. Er reicht dem jungen Paar verschiedene Nahrungsmittel und bindet ihre Hände mit Stricken aneinander. Ein Seidenschal wird darübergeknüpft. Die Brüder der Braut halten ein großes Tuch über die beiden. Mit lauter, beschwörender Stimme spricht der Priester auf das Brautpaar ein, packt einen Zipfel ihrer Gewänder und verknüpft sie mit einem festen Knoten. Er greift nach einem kleinen, mit einer Furche versehenen Holzrädchen, füllt es mit rotem Farbpuder und reicht das Rad dem Mann. Die Brüder halten den Sari der Braut, während der Bräutigam die Farbe des Holzrädchens auf dem Scheitel der Frau entleert. Dieser Vorgang wird mit lautem Trillergesang begleitet. Die Muschelhornbläserinnen entlocken ihren Instrumenten schauerlich schallende Töne. Als der kleinen Frau schließlich ein Ende des Saris über das schwarze Haar gezogen wird, ist das Trauungszeremoniell abgeschlossen. Sie ist Ehefrau und wird nun jeden Morgen ihren Scheitel rot färben — als Zeichen ihres Ehestandes. Sie hat ab heute die Pflicht, ihren Kopf zu bedecken, denn keine nach alter Tradition lebende verheiratete Frau würde es wagen, den Glanz ihres Haares den Blicken fremder Männer preiszubieten.

Das junge Paar geht ins Obergeschoß des Hauses, dessen Räume schon für das Festmahl hergerichtet wurden. Frische Bananenblätter liegen statt Teller auf dem sauber gescheuerten Fußboden. Neben jedem Gedeck steht ein kleines Tontöpfchen. Das Brautpaar nimmt auf einem weißbezogenen Polster Platz. Vor ihm stehen Schalen mit Früchten und körnig gekochtem Reis. Sie füttern sich gegenseitig. Das ist keine Geste besonderer Vertraulichkeit oder verliebter Spielerei, sondern ein vorgeschriebenes Zeremoniell. Sie sind verschämt. Ihre Verlegenheit steigert sich, als die Schwiegermutter dem jungen Ehemann die Frau auf den Schoß setzt. Die Freundinnen der jungen Frau kichern. Sie wispern, tuscheln und erfinden viele Möglichkeiten, mit dem jungen Paar ihre Späße zu treiben. Während der ganzen Nacht werden sie mit dem Mann ihrer Freundin scherzen. Sie werden die Eheleute necken und nicht zur Ruhe kommen lassen, denn so will es die gute Sitte. Erst in der zweiten Nacht schläft das Brautpaar zusammen. Am dritten Tag wird im Hause des Ehemannes weitergefeiert. Die Eltern des jungen Mannes sind tot. Er hat nur noch eine verwitwete Schwester und lebt in ärmlichen Verhältnissen. Das Geld für die Hochzeit mußte er sich borgen. Doch für eine glückliche Ehe ist Reichtum nicht Voraussetzung. Auch in Indien nicht.

Mit allen guten Wünschen verabschieden wir uns von den gastfreundlichen Menschen, die uns die einzigartige Möglichkeit gaben, eine Hinduhochzeit im Bild festzuhalten.

Wir werden nur noch wenige Tage in Kalkutta bleiben. Schon sind die Plätze zum Flug nach Keshod gebucht. Die Trockensteppe der Halbinsel Saurashtra ist unser Reiseziel. Dort leben die letzten indischen Löwen. Wir werden also vertrauten vierbeinigen Freunden wiederbegegnen, denn unter Löwen lebten wir viele Wochen in der Massai steppe Ostafrikas. Wieder hat uns das Reisefieber gepackt, und auch die trüben Darstellungen, die wir von dem Löwengebiet erhalten, können unsere Freude nicht mindern. Saurashtra soll die Hölle sein. Das Thermometer soll auf fünfzig Grad im Schatten steigen, und auch die Nächte sollen keine Kühlung bringen. Aber für die indischen Löwen nehmen wir gern Strapazen auf uns, denn über ihr Leben, über ihren Schutz, sogar über ihr Aussehen ist keine zuverlässige Nachricht nach Europa gedrungen. Das letzte Paradies der indischen Löwen lockt. Gern folgen wir dem Fernweh, das selbst das Heimweh übertönt. Die Motoren brummen. Der große silberne Vogel erhebt sich, und im Dunst des Gangesdeltas verschwindet unter uns das dampfende Kalkutta.



Auf das Wort «Salaam» hebt der jüngste Elefant von Kohora seinen Rüssel zum Gruße. Das ist die erste Dressurleistung, die von einem zukünftigen Arbeitselefanten gefordert wird.

Nach gelanger Arbeit werden die Elefanten zum Bade geführt. Auch das Elefantenkügel wird gründlich gewaschen und mit Schiffsgrasbündeln abgeschnürt. — Mohan zieht den schweren Transportkäfig zur Nashornfanggrube. Wenige Sekunden später reißt das Seil.

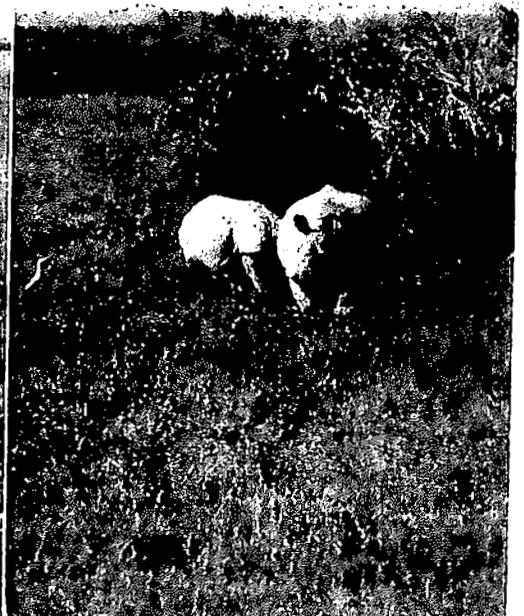
238



Bis zu neun Stunden verbracht wir täglich auf dem Rücken unserer Kettelefanten, die uns an die Panzernashörner herantrugen. An den Sattelbügeln banden wir unsere Kameras fest.

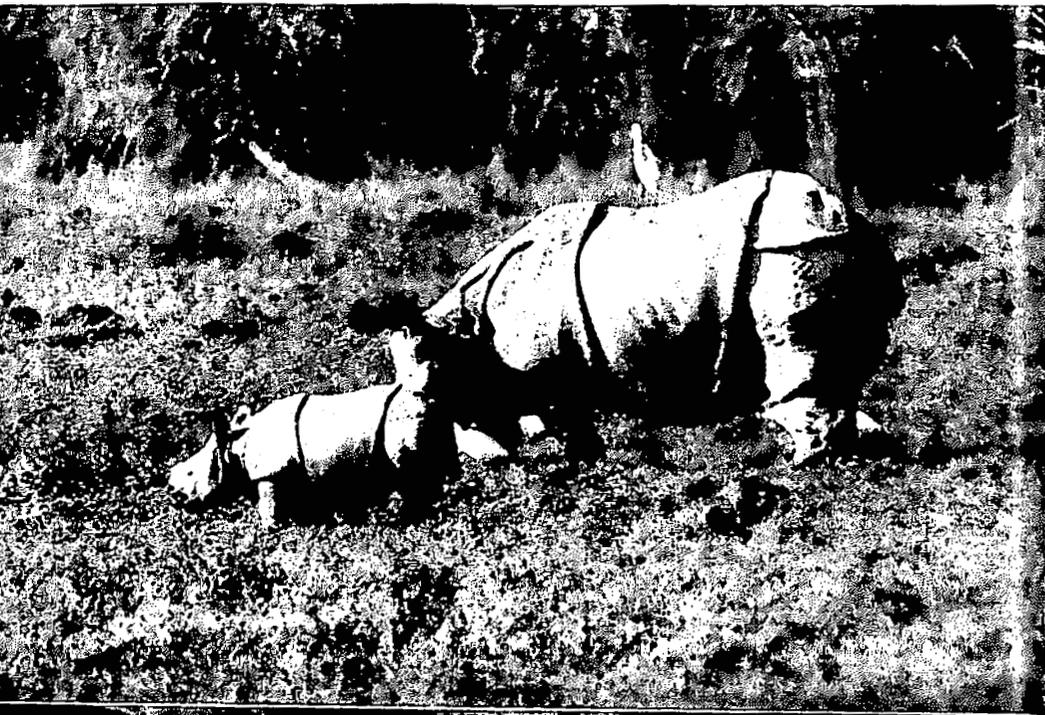
239





Mitunter standen schon in den frühen Morgenstunden zwölf Nashörner auf der Sumpfwiese. Erhielten sie von uns Wind, so flohen sie in den Grasdschungel, durch den ihre tunnelartigen Wechsel führen.

Stets läuft auf der Flucht das Kalb vor der Mutter her. Die Nashornkuh übernimmt die Deckung des Rückzuges. Beim Angriff jedoch schließt sich das Kalb dicht an die Mutter an.



Eine Nashornkuh äst mit ihrem Kalb. Durch ein Geräusch, das unser Elefant verursacht, wird sie auf uns aufmerksam. Sie hebt den Kopf und versucht, Witterung zu erhalten.

242

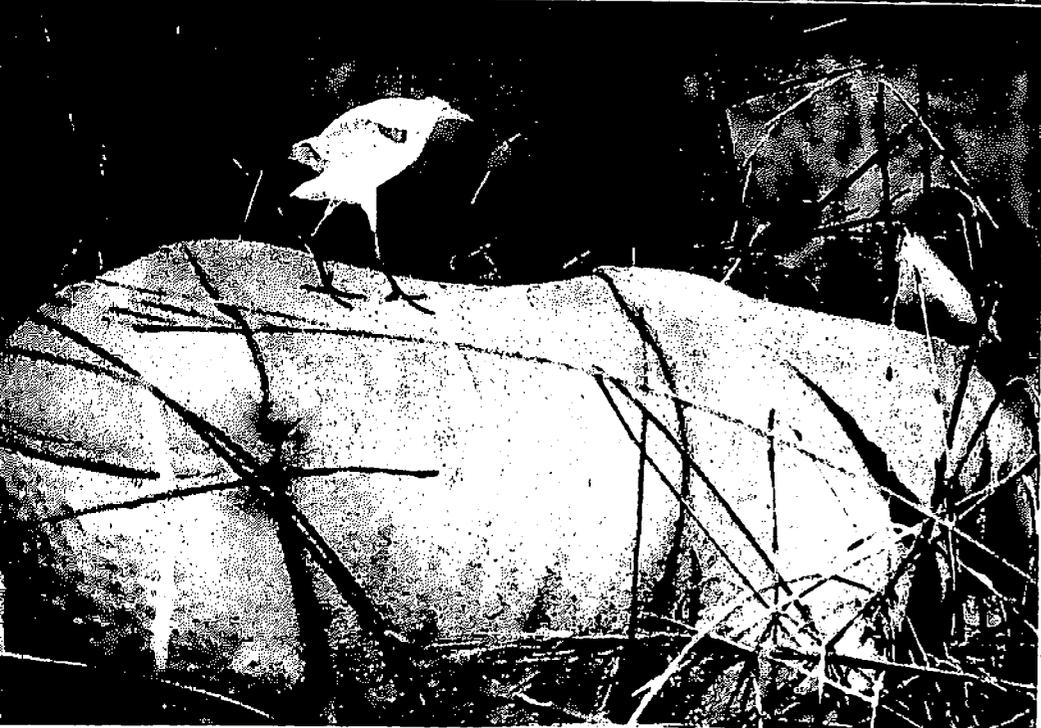
Das Kalb stellt sich in Fluchtrichtung, während die Mutter immer noch mit erhobenem Kopf nach Witterung sucht und Warnlaut gibt. Dann entscheidet sie sich für die Flucht, wobei sie Harn hinter sich spritzt. Das Kalb läuft voraus.

243



Auch bei den ungestörten Spaziergängen durch den Elefantengrassdschungel geht in siebzig Prozent der von uns beobachteten Fälle das Kalb vor der Mutter. Nur wird bei diesen Wanderungen die Marschordnung nicht so fest eingehalten wie auf der Flucht.

Wir trafen nur wenige Panzernashörner, die Teile ihres Hornes verloren hatten. Dazu gehörten auch diese beiden alten Recken, die sich durch mächtige Faltenhalskrausen auszeichneten.



Kuhreiher sind treue Begleiter der Panzernashörner, aber Wächter sind sie nicht. Obwohl wir nur wenige Meter von diesem Riesen entfernt standen, landete ein Kuhreiher auf seinem Rücken.

246



Die Kuhreiher suchen in den sich schnell mit Wasser füllenden Trittsiegeln der Nashörner nach Würmern, Schnecken und Insekten, während die Mynastare und Drongos die Haut von Zecken befreien.

247

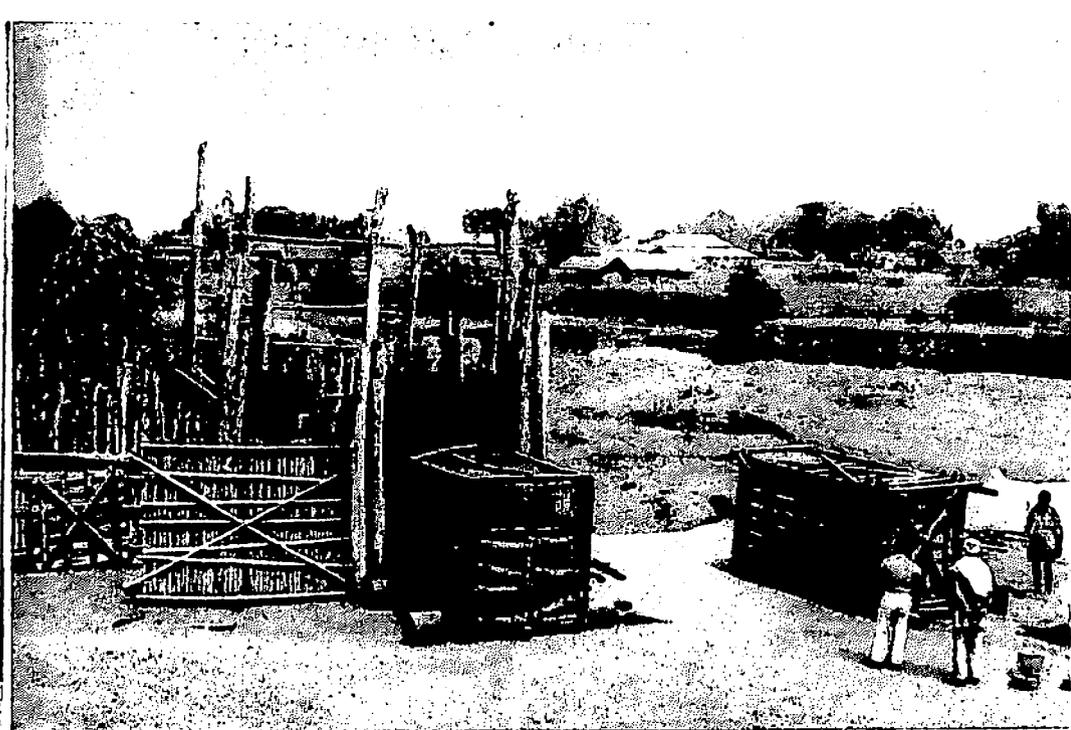


Wasserbüffel, Sambars, Barasingahirsche, Muntjaks und Schweinshirsche werden von den Panzernashörnern geduldet. Dieses kleine Rudel Barasingahirsche trafen wir in den Nachmittagsstunden immer neben den Nashörnern auf der Sumpfwiese an.

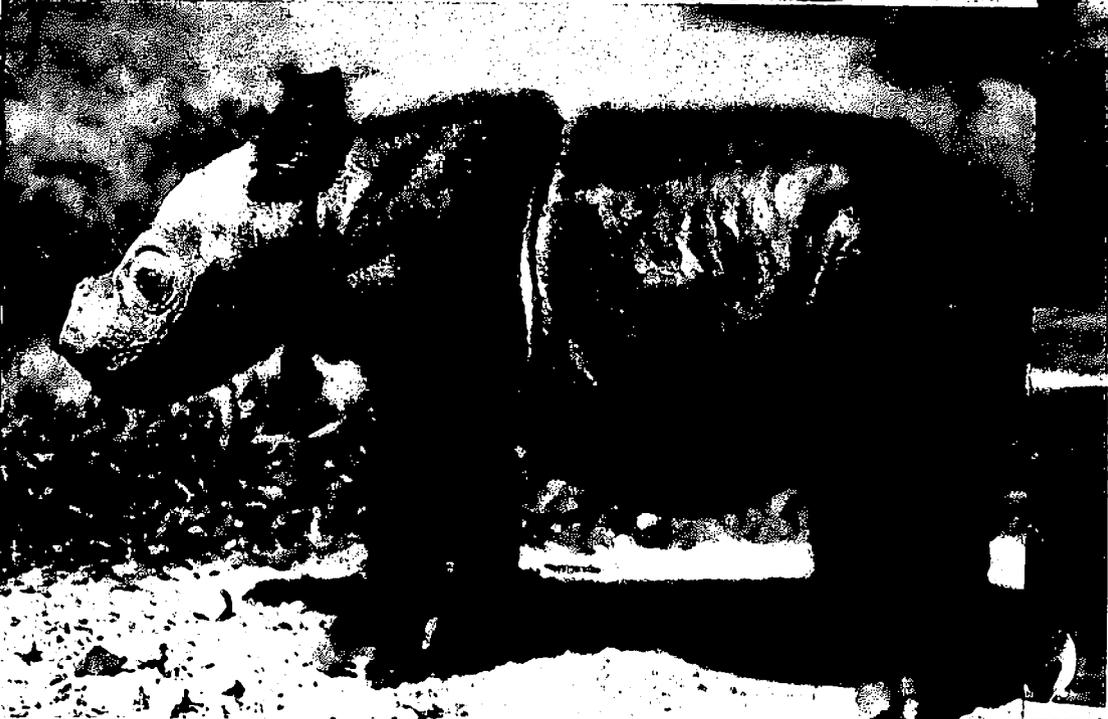
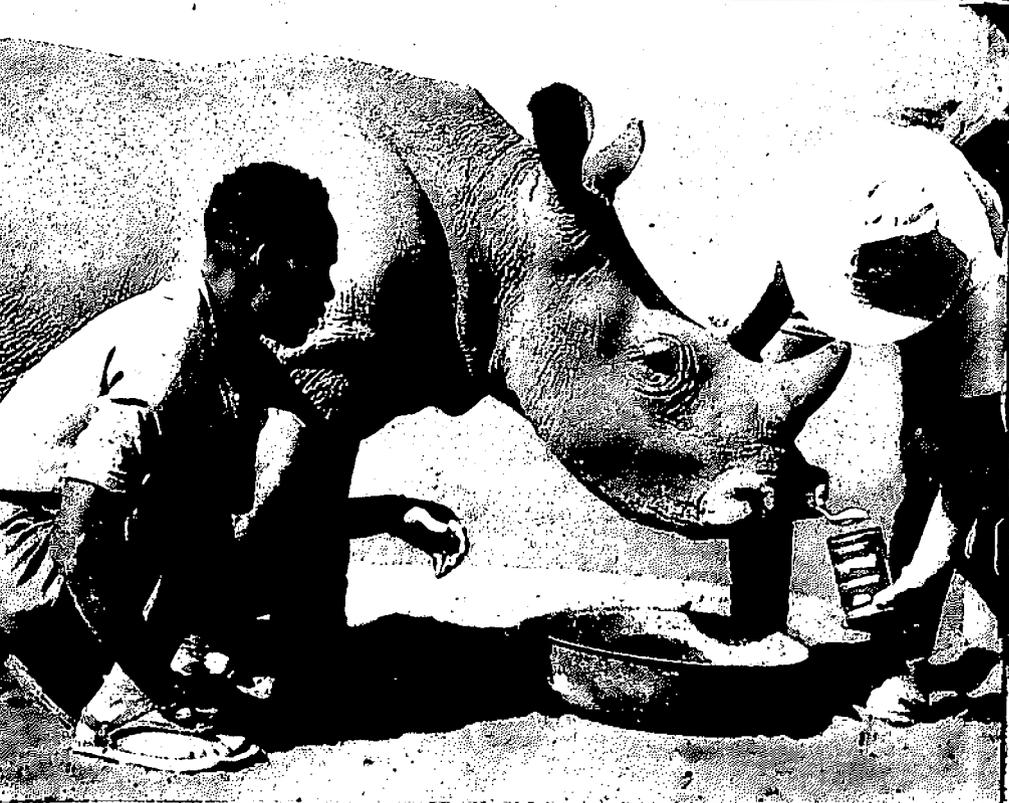
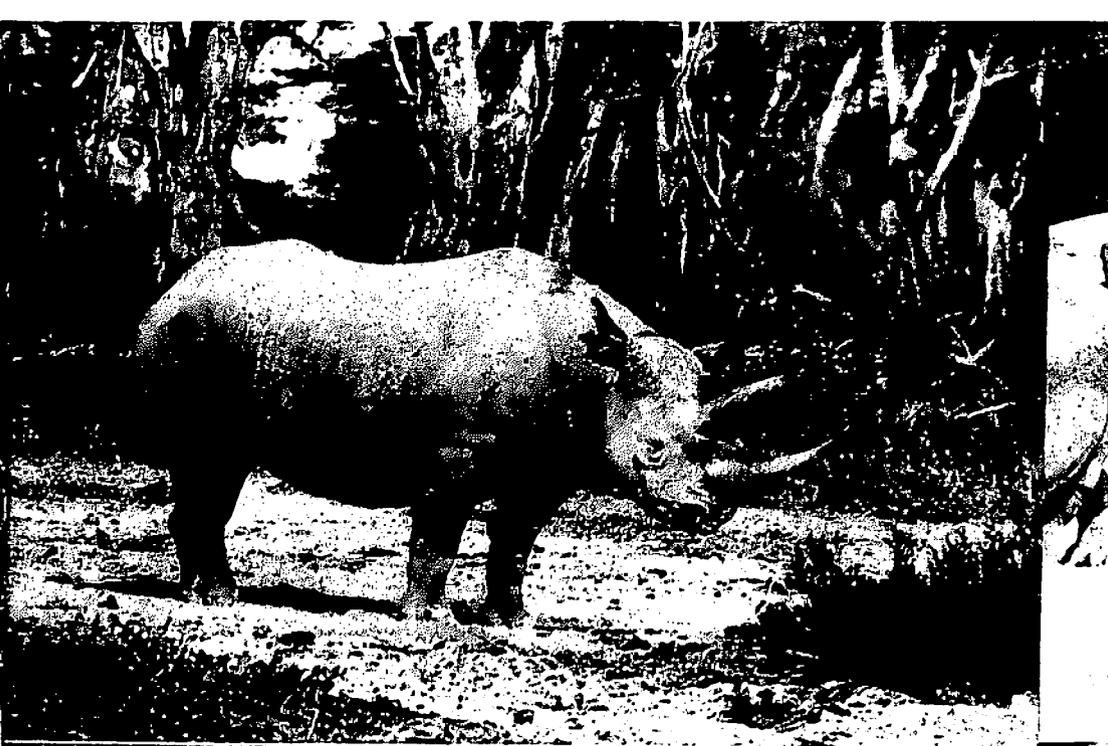
Vorsichtig tastet der Elefant mit Rüssel und Füßen den Seeboden ab. Schon reicht ihm das Wasser bis zum Auge. Aber er bringt uns sicher zu dem Badeplatz der Panzernashörner, wo diese Riesen friedlich nebeneinanderliegen.



Schon wenige Wochen nach dem Fang ist das Panzernashorn so zahm, daß der Tierpfleger ohne Gefahr in den Eingewöhnungskral steigen und das Nashorn aus der Hand füttern kann.

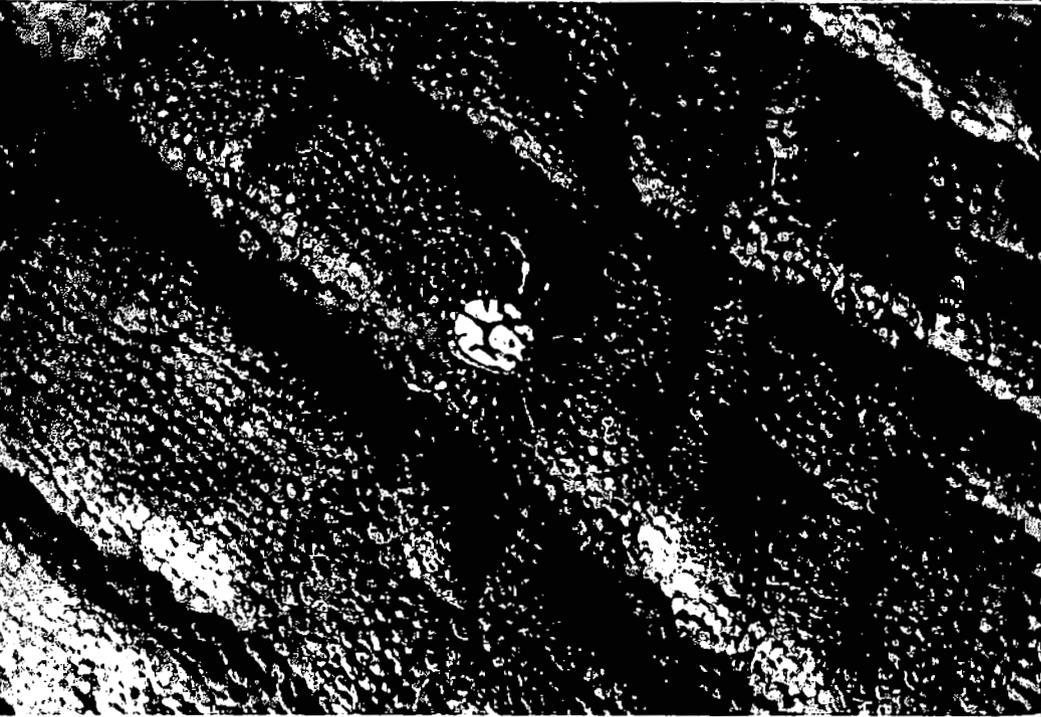


Vor der Schleuse des Eingewöhnungskrals steht der Transportkäfig, neben ihm die Kiste, in der das Panzernashorn seine Reise nach Europa antreten wird. In Zoologischen Gärten kann es geschehen, daß sich Nashörner am Mauerwerk ihr Horn abschleifen.

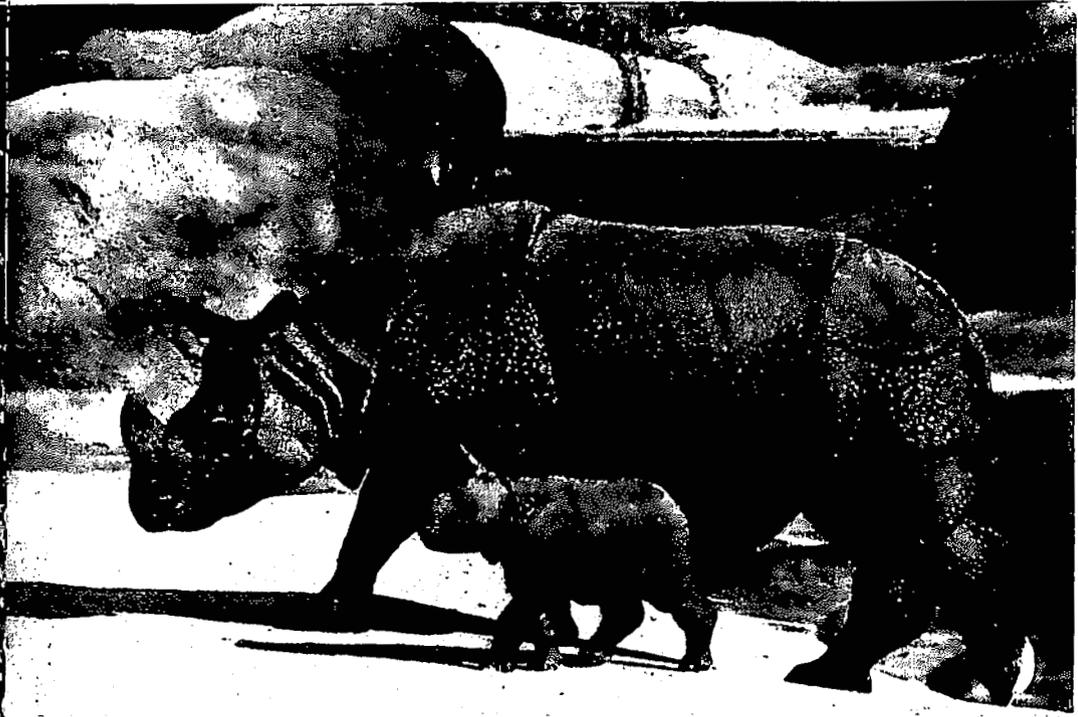


Den Panzernashörnern ähnlich, aber kleiner, sind die Javanashörner. Zwölf Stück sollen davon noch auf unserer Erde leben (Foto: Hoogerwerf). Das Breitmaulnashorn ist die größte Nashornart. Unser Bild zeigt ein halbwüchsiges Tier auf einer Farm in Arusha.

Sechstausend Exemplare schätzt man den noch lebenden Bestand an Spitzmaulnashörnern. — Das Sumatranashorn trägt nicht nur in der Kindheit ein Haarkleid.



Auch heute noch ist die Nashornjagd ein gutes Geschäft, denn die Hörner werden teuer bezahlt. Auf der Haut des Spitzmaulnashorns leben Zecken. Diese kleinen Spinnentiere ernähren sich von dem Blut der Nashörner.



Am 14. 9. 56 wurde das erste Panzernashorn in Gefangenschaft, im Zoo Basel, geboren. Wenige Tage alt läuft es schon neben der Mutter her (Foto: Zoo Basel). Auf dem oberen Bild hat es seinen ersten Geburtstag gefeiert. Nashörner wachsen verhältnismäßig schnell.



Im Mittelalter wurden aus dem Horn der Panzernashörner Trinkbecher geschnitzt, von denen eine große Anzahl in dem Dresdner Grünen Gewölbe ausgestellt sind.

